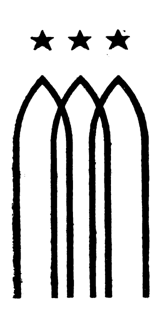
UNSER BUND

ZEITSCHRIFT DER ÄLTEREN IM BDJ.



14. JAHR MÄRZ 1925 LENZING NR. 3

Inhalt

Schriftleitung: Jörg Erb, Haslach i. K. (Baden), Gerhard Langmaack, Hamburg 37, Isestraße 17, in Verbindung mit Gotthold Donndorf, Hamburg, Jakobikirchhof 26, Dr. Wilhelm Stählin, Nürnberg, An St. Lorenz. Druck und Verlag: Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena. Postscheckkonto: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922. Bezug: Durch die Post oder unmittelbar durch den Verlag



Älterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

14. Jahr | März 1925 Lenzing | Nr. 3

Postversand: Jena. — Preis des Blattes Mk. 0.30.

Bundestag 1925.

Auf der Bundestagung in Gotha hatten wir **Köln** als Ort der Bundestagung 1925 gewählt, unter der Voraussetzung, daß Köln bis zum Sommer dieses Jahres vertragsmäßig von feindlicher Besatzung geräumt sein werde. Wir hatten uns gefreut, zu unseren Brüdern und Schwestern am Rhein zu kommen, die Jahre hindurch unter dem Druck der Besatzung gelitten haben. Wir haben uns ernstlich gefragt, ob wir nicht doch, trotz der fortdauernden Besatzung, in diesem Jahre zu unserem Bundesfest noch Köln kommen könnten und sollten, wir sind aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Arbeitsausschuß die Verantwortung nicht tragen kann, Tausende von jungen Menschen in das besetzte Gebiet einzuladen. Indem wir das aussprechen, erfüllt uns der ganze Schmerz und die Enttäuschung, daß dieser Grund uns auch heute noch hindert, der Einladung unserer Bundesgeschwister am Rhein zu folgen. Der Arbeitsausschuß konnte die Freudigkeit nicht aufbringen, zu einem Bundesfest nach einem anderen Ort einzuladen; er hat einstimmig beschlossen, als Zeichen unserer Trauer

den Bundestag für dieses Jahr abzusagen.

Wir wissen, daß dieser Entschluß und die Tatsache, die ihn veranlaßt, in unserem ganzen Bund eine schmerzliche Enttäuschung hervorrufen wird. Wir bitten alle Glieder unseres Bundes, die Entscheidung des Arbeitsausschusses hinzunehmen aus dem Ernst unserer Ueberlegungen und dem Ernst der Lage heraus, in der wir uns befinden. Für das Rheinland ist diese neue Enttäuschung am schwersten und wir alle sind es unseren Brüdern und Schwestern im Westen schuldig, durch unsere Haltung, die in dem Verzicht auf das diesjährige Bundesfest Ausdruck gewinnt, unsere Teilnahme und Treue zu bekunden. Im Jahre 1926 hoffen wir zu unserem Bundesfest nach Köln gehen zu können.

Die **Bundesversammlung**, die nach unseren Satzungen in jedem Jahre stattfinden muß, wird nach dem Beschluß des Arbeitsausschusses als **rein geschäftliche Bundesversammlung** am Dienstag nach Pfingsten, den 2. Juni 1925, im Anschluß an die Aelterentagung in Halle stattfinden. Nähere Mitteilungen darüber bringen zu gegebener Zeit unsere Bundeszeitschriften.

Auf der Westerburg, den 2. Hornung 1925.

Der Arbeitsausschuß.

Vier Fragen zuvor:

1. Halten wir die geistige Klarheit und Klarlegung der religiösen Fragen auch für unsern Bund für eine Notwendigkeit?
2. Erkennen wir, daß es unsere Aufgabe ist, um einen evangelischen Weg gegenüber dem katholischen und dem der Anthroposophie zu ringen?
3. Erkennen wir die Pflicht, jungen Menschen Führer zu sein zu der Gesamthaltung des Lebens, die eine religiöse, für uns die *evangelische* ist? Und welches ist *unsere* Art der Führung?
4. Glauben wir, daß das Evangelium in das völkische Bewußtsein eingebaut werden muß, oder die völkische Frage in das Evangelium?

Gandhi und seine Botschaft an uns.

Von Wilhelm Knevels, Heidelberg.

1.

In vielen von uns lebt seit langem eine dunkle Ahnung, daß aus Indien etwas Großes, Bedeutsames, Wertvolles zu uns kommen werde. Mit Begier griffen wir nach allem, was von Indien, von seiner sinnlichen und seelischen Wunderwelt uns kündete*). Mit Ehrfurcht, ja mit Andacht nahmen wir entgegen, was Indien uns bot. Wir versenkten uns in die Upanishaden und die Buddha-Lehre, in die Yoga-Methoden und die Theosophie, obwohl sie uns wesensfremd sind. Wir lasen Tagore, obwohl dessen Dichtung eine wenig glückliche und eigenartige Mischung von abend- und morgenländischem Gut darstellt. So kam es, daß manche schließlich bitter enttäuscht waren und von „Indischem" nichts mehr wissen wollen. Das wäre schade. Denn jetzt geschieht wirklich etwas *ganz Großes* in Indien, das auch für uns von der allerhöchsten Bedeutung ist. Das ist die Bewegung, die sich an den Namen Gandhi knüpft.

Gandhi ist ohne Zweifel die *größte und stärkste Persönlichkeit der jüngsten Weltgeschichte* und die von ihm erweckte und geleitete *Bewegung die umfassendste und eingreifendste*, welche die Menschheit *seit Jahrhunderten* erlebt hat. Wir in Deutschland haben davon fast gar nichts erfahren; auch für viele „Gebildete" ist Gandhi ein Unbekannter. Man muß hier einen scharfen Vorwurf gegen unsere Tagespresse erheben. Seitenlange Berichte hätten die Zeitungen über Gandhi bringen sollen; aufs genaueste hätten sie über die indischen Vorgänge uns unterrichten sollen. Das haben sie (mit verschwindenden Ausnahmen) nicht getan, während für Sensationsgeschichten, Mordprozesse (warum wehrte sich die Jugend nicht gegen die Art, wie der deutschen Oeffentlichkeit die Haarmann-Verhandlungen vorgesetzt wurden?), Sportereignisse überreichlich Raum vorhanden ist.

Was ist in Indien geschehen? Ein Volk von 300 Millionen, das durch seine lange Geschichte und Kultur, durch das Klima seines Landes und durch die Eigenart seines Geistes in Beschaulichkeit, Mattigkeit und Passivität verfallen schien, wurde seelisch aufs tiefste erschüttert und zur leidenschaftlichen

*) Gjellerups „Pilger Kamanita" und Bonsels' „Indienfahrt" gehören zu den in Deutschland am weitesten verbreiteten Büchern, wurden auch in den Kreisen der Jugendbewegung eifrig gelesen.

Bewegtheit und kraftvoller Wirksamkeit geführt. Ein Volk, das zerrissen und zerspalten war wie keines, gelangte mit einem Schlag zu einer beispiellosen, fast völligen Einheitlichkeit und Einigkeit. Die Macht der Engländer über Indien, an der niemand gezweifelt hatte, erlitt einen ganz empfindlichen Stoß. All dies ist das Werk des Mahatma Gandhi.

Sehen wir uns den Mann genauer an! Seine Bilder zeigen uns, daß er ein sehr unscheinbares, keinesfalls imponierendes Aeußere hat. Wir hören auch, daß er ungeschickt in seinem Auftreten und ungewandt in seiner Rede ist. Um so erstaunlicher sein ungeheurer Einfluß. Nein, nicht erstaunlich — sondern ein Zeichen dafür, daß Aeußeres nichts, Inneres alles vermag. Auf die Ueberwindung des Aeußeren hin wurde Gandhi schon von frühester Jugend an erzogen. Seine Eltern, aus vornehmem Geschlecht, hatten ihr ganzes Vermögen der Wohltätigkeit geopfert und lebten in größter Einfachheit nach den streng religiösen Gesetzen des Dschainismus, einer indischen Sekte, die auf Erstickung alles Sinnlichen ausgeht. Gandhi befleißigte sich von Kind auf der Askese, der Enthaltung von äußeren Dingen und der Unterdrückung der irdischen Triebe. Er fastet oft, bis ihm die Kräfte ausgehen. Er schweigt jeden Montag völlig. Er bekämpft alle anstachelnden Reizmittel, besonders den Alkohol, aufs schärfste. Er übt gänzliche geschlechtliche Enthaltsamkeit. Mit 12 Jahren bereits verheiratet, ist ihm seine Frau nur Seelenfreundin und -gefährtin — doch darf man eigentlich: „nur" sagen, denn seine Ehe ist von einer so unwandelbaren Treue und von einem so tiefen Glück, wie es den üblichen Ehen, welche die „geschlechtliche Grundlage" haben, selten beschieden ist. Mit dieser Askese hängt zusammen die ihm eingeborene Empfindung von der Heiligkeit und Unantastbarkeit alles Lebendigen; er bringt es nicht über sich, irgendeinem Wesen, und sei es auch nur einer Mücke, ein Leid anzutun.

Gandhi schlug die juristische Laufbahn ein und war eine zeitlang in Britisch-Südafrika Advokat. Trotzdem er eine angesehene Stellung und ein unglaublich hohes Einkommen hatte, gab er seinen Beruf aus Gewissensgründen auf; er glaubte nicht, als Advokat seine seelische Reinheit wahren zu können. Er widmete sich dann einer politischen und kulturellen Tätigkeit und sammelte einen Kreis von Menschen (meistens jungen) um sich, mit denen er die Gesinnung pflegte und die Methode vorbereitete, die er dann im Heimatland zu solcher Entfaltung gebracht hat. Nachdem er über 20 Jahre in Südafrika gewirkt hatte, kehrte er nach Indien zurück. Nach Ende des Weltkriegs löste er dort eine gewaltige Volksbewegung aus.

England war seit langem der Herr des großen indischen Volkes; durch eine strenge Zentralisierung hatte es die unumschränkte Herrschaft gewonnen, und die Inder hatten sich willenlos gefügt. Während des Weltkriegs bedurfte England vielfacher Unterstützung durch Indien, und um diese zu erlangen, hatte es weitgehende Versprechungen gemacht (hinsichtlich Home Rule, d. i. Selbstverwaltung u. a.). Nach dem glücklichen Ende des Krieges hielt England seine Versprechen nicht; es verweigerte auch die bescheidensten Rechte, behandelte Indien noch schlechter als zuvor und übte die schlimmsten Quälereien und Schikanen durch Zensur und Geheimpolizei. Da und dort flammte bei den betrogenen und gedrückten Indern ein Protest und Widerstand auf; aber die Erhebung wäre im Sande verlaufen, wenn ihr nicht Gandhi als Führer erstanden wäre.

Indien war waffenlos, das Volk größtenteils schlaff und kriegsungeübt. Was sollte es gegen die britische Weltmacht unternehmen? Gandhi zeigte, daß Seelenkräfte seine eigentlichen Waffen seien. Man kann sagen, daß Gandhi die Seele des indischen Volkes erweckt hat. 300 Millionen Menschen, fast ein Fünftel der Erdbewohner, hat er aus jahrhundertelangem Seelenschlaf aufgerüttelt. Ein ungeahnter Schwung teilte sich allen mit; eine ungekannte Kraft durchströmte alle; eine beispiellose Einigkeit verband das ganze Volk, und ein Wille zu kraftvollem, einheitlichem Handeln wurde in ihm lebendig. Das Charakteristische der Bewegung aber ist dies: Gewaltlosigkeit, d. h. Absehen von jeder äußeren Gewalt. Unter keinen Umständen darf irgendwelche äußere Gewalt angewendet werden. Aktive Einsetzung der ganzen seelischen Stärke auf das erwünschte Ziel, also gegen die Unterdrückung. Im Aeußeren aber nur passive Resistenz, d. h. Verweigerung aller Mitarbeit mit den Engländern und aller Teilnahme an den Unternehmungen der Unterdrücker. Diese äußere passive Resistenz (Non-coöperation) ist jedoch, genau besehen, höchst aktiver Art. Im Verlauf der Bewegung 1919/1921 wurde in diesem Sinn u. a. unternommen: Ablehnung aller Titel, Ehrenämter, öffentlicher Empfänge. Boykott aller englischen Schulen. Verweigerung der Benutzung der englischen Gerichtsbarkeit. Ist es nicht erstaunlich, daß die Inder nicht mehr miteinander prozessierten und sich mit kleinen privaten Schiedsgerichten zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten begnügten? Ablehnung aller Aemter. Einstellung alles Handels mit den Engländern. (Auf Anordnung Gandhis wurde im ganzen indischen Volk die Heimindustrie wieder aufgenommen (Spinnen und Weben). Damit hängt zusammen, daß Gandhi die moderne Industriealisierung und Maschinisierung scharf bekämpft; in ihr sieht er die Hauptwurzel aller Uebel.) Endlich: Selbstaufopferung. Das ist das Größte und Eigenartigste an der Bewegung. Freiwillig ließen sich die Inder von den Engländern einkerkern; 25 000 auf einmal. Ja, ein kriegerischer indischer Stamm zog in blitzendem Waffenschmuck den weit schwächeren britischen Gendarmen entgegen, und als diese sich zum letzten Kampf rüsteten und ihr Ende nahen glaubten, warfen sich die Inder auf die Knie, gaben ihre Waffen her und ließen sich verhaften. Wer Gewalt anwendet, schädigt die Bewegung, ja macht sie unmöglich; denn Gewaltlosigkeit ist ihr Wesen. Als einmal, natürlich ganz ohne Zusammenhang mit Gandhi, in einem Winkel Indiens mehrere Engländer ermordet wurden, bremste Gandhi die ganze Bewegung vorläufig ab und nahm seine Verordnungen zurück, da Indien nicht rein genug sei — ein, verstandesgemäß betrachtet, ungeschickter Schritt, der aber in ethischer Hinsicht aufs höchste bewundernswert ist. Ja, er selbst legte sich eine öffentliche Buße für die Versündigung auf (5tägiges völliges Fasten). Alles geschieht von Gandhi in der Gesinnung der Liebe, auch dem Feind gegenüber, dessen Bestes er will (der Sieg seiner Bewegung würde nach seiner Ueberzeugung den Engländern — innerlich — nur förderlich sein). Ohne Zweifel ist nicht die leiseste Regung von Haß in seiner Seele. Auch viele Inder hat er zu reiner Liebe entflammt.

Solche Gesinnung, Aufopferung und Liebe kann nur aus religiöser Quelle stammen. Gandhi ist ein tief religiöser Mensch. Er weiß, daß alle Kraft zu solchem Sein und Handeln aus übersinnlichen Welten stammt.

Viele Stunden jeden Tages bringt er im Gebet zu. Seinem Volk macht er Gebet und religiöse Uebungen zur Pflicht. Vor jeder großen Unternehmung findet ein allgemeines Beten und Fasten des ganzen Volkes statt. Vom Christentum ist Gandhi stark beeinflußt; doch blieb er seiner indischen Religion treu, die er für die dem Volk angemessene hält. Die entscheidende Anregung zu seiner Lehre von der Gewaltlosigkeit verdankt er aber der Bergpredigt Jesu (wir übersehen nicht, daß die Bergpredigt n o c h mehr fordert, als Gandhi leistet), die er hoch verehrt und die er stets in der Tasche mit sich trägt; doch findet er die gleichen Grundsätze auch in den Büchern des Brahmanismus und Buddhismus ausgesprochen. Aus der religiösen Quelle stammt Gandhis Kraft zu seiner Führerschaft und Wirksamkeit, die Kraft zu dem beispiellosen O p f e r, das er s e l b e r bringt. Wie ein wundervolles Heldenlied klingen die Berichte von seiner Gefangenschaft. (Er wurde im Frühjahr 1922 von den Engländern verhaftet und zu 6 Jahren Gefängnis verurteilt; im Februar 1924 wurde er wegen sehr ernster Krankheit entlassen). Wie er schon bei den Verhandlungen sich selber schuldig bekennt (die Anklage war: Aufwiegelung des Volkes gegen England) und die höchste Strafe beantragt; wie er vom Gefängnis aus das Volk besänftigt und beruhigt, daß es ja keinen Racheakt gegen Engländer unternehme; wie er — trotz seiner schweren Krankheit — jede Vorzugsbehandlung (besseres Lager, bessere Speisen) abweist, da er es nicht besser haben will als seine geringsten Volksgenossen; wie er tapfer die ärgsten Schmerzen trägt und sich gegen seine Entlassung sträubt! Ja, Gandhi ist der große Führer, weil hinter seinem Führertum seine ganze Persönlichkeit, sein Glaube, seine Liebe und sein Leiden steht.

Welche E r f o l g e hat Gandhi aufzuweisen? Wir stellten absichtlich diese Frage bis jetzt zurück; denn Gandhi handelt nicht in erster Linie mit Rücksicht auf die Wirkung, sondern aus innerer Nötigung. Doch kann man getrost behaupten: Gandhi hat schon gewaltige Erfolge erzielt. Zunächst sei an die i n n e r i n d i s c h e n Erfolge erinnert, die die höchste Bewunderung verdienen. Fast mit einem Schlag hat Gandhi das indische Volk g e e i n i g t. Den uralten, eingewurzelten Gegensatz zwischen den Mohammedanern (die einen erheblichen Teil der Bevölkerung ausmachen) und den Hindus hat er überwunden; was seit Jahrhunderten nicht der Fall war: Hindus und Mohammedaner fanden sich zu gemeinsamer Beratung und zu gemeinschaftlichem Handeln zusammen. Noch erstaunlicher ist dies: er hat erreicht, daß mit der seit Jahrtausenden geübten, in der Religion verankerten Geringschätzung und Unterdrückung der „P a r i a", die von den andern nicht einmal berührt wurden, gebrochen ward (er sagt, daß die Inder keine bessere Behandlung von seiten der Engländer verdienen, solange sie die eigenen Volksgenossen so schmählich unterdrücken); eine ungeahnte soziale Reform bahnt sich in Indien an. Auch die Mißachtung und Unterjochung der Frau (die schlimmste Sünde des Mannes sei der Mißbrauch des „besseren Geschlechts") hat er mit Erfolg bekämpft. Welche M a c h t hat er über das Volk! Auf sein Geheiß kehren alle zu der längst an den Nagel gehängten Heimarbeit zurück. Auf seine Bitte unterbleibt jede Gewalttat trotz höchster Erregung des Volkes, zumal nach seiner Einkerkerung. Auf seine Anordnung stehen die englischen Schulen und Universitäten plötzlich leer, und die englischen Gerichte werden nicht mehr in Anspruch genommen. Auf seinen Befehl verzichtet das Volk auf alle Genußmittel und Luxusgegenstände, die von

England eingeführt werden, und kehrt zu größter Einfachheit zurück. Eine unfaßbar Vertiefung und Läuterung des indischen Volkscharakters hat Gandhi bewirkt.

Aber auch eine starke Macht gegen die britischen Unterdrücker hat Gandhi aufgebracht. England ist bis zu einem gewissen Grade moralisch besiegt. Wenn die Bewegung ihre Kraft behält und einheitlich bleibt, so ist auch der äußere Sieg der Inder über England sicher. Denn was vermag England gegen ein Volk, das so kraftvoll und einmütig sich ihm innerlich entgegenstellt? Was nützt den Engländern ihre äußere Herrschaft, wenn die Seelen aller Inder gegen sie sind, wenn die Inder keine Gemeinschaft mit ihnen halten, wenn sie keinen Handel mit ihnen treiben, wenn sie sich gefangennehmen lassen und im Gefängnis die Nahrungsaufnahme verweigern? Entweder würden die Engländer innerlich doch gewonnen werden und ihr Unrecht einsehen — oder sie würden merken, daß sie mit einem solchen Volk auf dem bisherigen Wege der Gewalt nichts mehr erreichen können. Für beides sind fraglos Anzeichen vorhanden; die Engländer haben Respekt bekommen und bereits zahlreiche Konzessionen gemacht. Leider ist anzunehmen, daß das volle Ziel nicht erreicht wird; aber nur aus dem Grund, weil sich unter den Indern selbst die Verräter finden, die ein Interesse an der Herrschaft der Engländer haben. Aber an der Wirkungskraft der Gandhi'schen Idee und Politik ändert die Tatsache nichts, daß in diesem Fall die Ausführung vielleicht noch nicht gelingt*). Wirklich durchgeführt, muß der gewaltlose Widerstand zu vollem Erfolge kommen**).

2.

Was kann Gandhi für uns bedeuten? Zunächst sei bemerkt: vor Uebertragungen des „Gandhismus" nach Europa muß man sich hüten. Gandhi ist der Führer Indiens und nicht unser Führer; seine Bewegung paßt nach Indien und nicht nach Europa. Es wäre auch nur schädlich, wenn Gandhi der Sensationslust gewisser Europäer nachgeben und nach Europa reisen würde, — ebenso schädlich, wie es meines Erachtens für den christlich-indischen Sadhu Sundar Singh war, daß man ihn durch Europa geschleppt und angestaunt und seine Urwüchsigkeit verdorben hat (mit Freuden lese ich gerade in einer englischen Zeitung, daß Gandhi erklärt hat, er habe, wenigstens vorläufig, nicht die Absicht, nach Europa zu kommen). Aber wenn wir uns auch des Abstandes bewußt sind, kann doch Gandhi von der allerhöchsten Bedeutung für uns sein; er kann Gesinnungen wecken, Lehren geben, Lebenshilfen bieten, ganz besonders auch für uns Aeltere und Führer im Bund.

Wenn wir Gandhis Persönlichkeit und Werk auf uns wirken lassen, so muß uns wohl zunächst Scham ergreifen, tiefe Scham: dieser Mann ist kein Christ und dieses Volk ist nicht das deutsche. Wie nimmt sich unser Christentum aus gegenüber solchem Heidentum. Und wie unser deutsches

*) Eine glänzende, leidenschaftliche, aber stark subjektiv gefärbte Schilderung von Gandhis Leben und Werk gibt Romain Rolland: Mahatma Gandhi (deutsch im Rotapfelverlag); eine gute Auswahl der Aufsätze und Reden Gandhis, die in seiner Zeitschrift „Young-India" erschienen sind, findet sich in deutscher Uebersetzung und mit guter Einleitung in dem Büchlein: „Die Botschaft des Mahatma Gandhi (Volkserzieherverlag, Berlin-Schlachtensee.)

**) Die neuesten Meldungen besagen, daß der Inder Das, der einen aktiven äußeren Widerstand betreibt, die Führung des Indischen Nationalkongresses übernommen habe. Eine derartige Aenderung des Kurses wird den Indern bestenfalls einige Augenblickserfolge bringen, aber auf die Dauer wird Indien bei einer Abwendung von der Gandhi'schen Gewaltlosigkeit in seiner Kraft erlahmen und zurücksinken.

Volk, dessen Lage in manchem ja ähnlich ist, gegenüber dem indischen! Da muß auch den eingebildetsten Christen, die das „finstere" Heidentum verdammen, und den eingebildetsten Deutschen, die alles Nichtdeutsche geringschätzen, ihre Einbildung vergehen! Und wir sind doch Christen und sind doch Deutsche und haben in unserm Christentum und in unserm Deutschtum Werte und Kräfte, wie sie Gandhi und die Inder nicht haben, — wir könnten sie haben. Ja, wenn wir ebenso gute Christen wären, wie Gandhi ein guter „Heide" ist, und ebenso gute Deutsche, als seine Anhänger gute Inder sind, dann — ja, dann wäre wohl vieles ganz anders.

Wir sind Führer oder wollen es werden. An Gandhi können wir sehen, wie man zum Führer wird. Ohne Religion keine Führerschaft, ohne Gebet kein Führer. Wie sollte auch jemand wirklich führen können, wenn er sich nicht führen läßt von einer höheren Macht? Wie sollte er die Kraft zur Führung haben, wenn er sie nicht holt aus übersinnlicher Wirklichkeit? Wie sollte er sich getrauen, andere zu führen, wenn er sie nicht im Gebet vor Gott trägt? Gandhis Macht über die Menschen ist nicht denkbar ohne seine glühende Frömmigkeit. Und nicht ohne seine selbstlose Liebe und Opferbereitschaft. Wer nicht für die Sache, die er leiten, und die Menschen, die er führen will, alles zu opfern, ja zu sterben fähig ist, der kann nicht Führer sein. „Menschen, die nicht töten, aber zu sterben bereit sind, sind das Salz der Erde", sagt Gandhi und ist selbst jeden Augenblick bereit, den Märtyrertod zu erleiden. Opfer gibt Gewalt über die Menschen; aber opfern kann nur der Fromme, der das von Gott ihm gebrachte Opfer erlebt hat — ein Gedanke, der bei Gandhi vielfach wiederkehrt. Eng hängt damit die Askese zusammen. Wir schätzen sie noch lange nicht hoch genug ein. Wenigstens der Führer muß dann und wann freiwillige Askese üben, zeigen, daß er entbehren kann, daß sein Geist Herr ist über die irdisch-sinnlichen Bedürfnisse, Triebe und Leidenschaften. Daß sich jegliche Genuß-, Reiz- und Betäubungsmittel wie der Alkohol mit echter Führerschaft nicht vertragen, ist unter uns ja schon oft ausgesprochen worden und zeigt sich wieder an Gandhi. Vielleicht würde es uns auch gut tun, zu Zeiten zu schweigen und innere Kraft zu sammeln; wir sind zu häufig geschäftig und reden zu viel.

Wir denken an unser Volk. Manches könnte es von Gandhi und den Indern lernen. Z. B. dies, daß soziale Gerechtigkeit im Innern die Vorbedingung ist für das Wirken nach außen; daß überhaupt zugleich nach innen und nach außen gewirkt werden muß. Das geschah bei uns nicht, zumal nicht während des Weltkrieges. Dann dies, was ja oft genug gesagt wird: Einigkeit macht stark; gegen ein wirklich einiges Volk vermag kein Feind etwas. Unsere Politiker sollten sich einmal die Auseinandersetzungen ansehen, die zwischen Gandhi und Tagore, Mrs. Besant und anderen geführt wurden. Welche Ruhe und Vornehmheit, welches Verständnis auch des gegnerischen Standpunktes! Und dann: auch in unserm Volk müßten die Seelenkräfte aufgerufen, müßte an die Opfergesinnung appelliert werden. Aber man sehe sich die Wahlaufrufe an: alle Parteien setzen bei den Wählern hauptsächlich Selbstsucht voraus. Und welch klägliches Gebilde war unser mit Geld genährter „passiver Widerstand" im Ruhrgebiet und in der Pfalz! Welch ein Anblick ist das betende indische Volk! Ein Volk, das eine Stunde lang betet! Und Führer, die mit ihrem Volk

beten! Man stelle sich das bei uns vor; wie seltsam erschiene uns das! Ein Zeichen, wie weit wir davon entfernt sind. Aber ahnen wir nicht, wie nötig das uns wäre?

Ueber die politische Methode Gandhis könnte man sich lange auseinandersetzen. Sie kommt für uns schon deshalb nicht in Betracht, weil im Abendland ein klarer Volks- und Artgegensatz zwischen Herrschern und Beherrschten nicht besteht. Aber ist es nicht etwas ganz Großes, daß eine Politik aus Liebe durch Gandhi getrieben wird? Bis vor kurzem galt es im Abendland, auch bei den Christen, als ausgemacht, daß man Politik und Moral trennen müsse, daß eine von moralischen Grundsätzen geleitete Politik sinnlos und zwecklos sei. Hier ist einer, der nicht nur Politik und Moral, sondern Politik und Religion aufs innigste verbindet: „Eine religionslose Politik ist eine Fallgrube des Todes, denn sie mordet die Seele." Wenn wir uns auf das Gebiet der Politik begeben, dürfen wir unsere Moral und Religion nicht beiseite lassen, sondern beide müssen uns gegenwärtig und für die Politik maßgebend sein. In diesem Sinn ist Gandhi auch kein einseitiger Nationalist: Nationalismus (d. i. die Gesinnung, für die es nichts Höheres gibt als die Nation) ist mit Religion unverträglich. „Mein Patriotismus ist meiner Religion untergeordnet." Aber gerade eine Vaterlandsliebe, die ethisch und religiös bedingt ist, ist wirksamer als bedingungsloser, blinder Nationalismus. Wir tun dem Vaterland den besten Dienst, wenn wir ein Höheres kennen als das Vaterland.

Was aus dem Allgemein-Menschlichen der Persönlichkeit Gandhis von Bedeutung ist, möge jeder für sich entscheiden. Das Gepräge gewinnt Gandhi durch seine Ueberzeugung von der Wertlosigkeit aller äußeren Gewalt. Auch wir sehen es allmählich ein: niemals kann durch äußere Gewalt ein Inneres erzielt werden (vgl. die Prügelstrafe in der Schule). „Gewalt ist das Gesetz der Bestie, Gewaltlosigkeit das des höheren Menschen." Vom Inneren zum Aeußeren — das ist der einzig richtige Weg. Viel mehr als wir wissen, ist das Aeußere durch Inneres bedingt. Gandhi führt sogar die meisten Krankheiten auf innere Ursachen zurück (z. B. seine eigene Blinddarmentzündung auf seelische Schwäche). Noch ein kleiner Zug: Die Ueberzeugung, daß alles Leben an sich heilig ist, können wir zwar als Christen nicht teilen, aber unser Gewissen könnte in dieser Hinsicht doch etwas wacher sein (Tötung von Tieren!). Der zarte, feine Mensch, der keine Fliege töten kann, wird zum unbestrittenen Führer eines 300-Millionen-Volkes. Wer denkt nicht an das Wort Jesu von den Sanftmütigen, die das Erdreich besitzen werden?

Das ist die Botschaft Gandhis an uns: Stärker als äußere Gewalt ist der Geist; stärker als die Selbstsucht ist die Liebe.

Gandhi und Indien.

Heinz Kloppenburg.

Leichten Herzens gehe ich nicht an die Aufgabe, ein Bild von der inneren Lage Indiens zu geben. Denn es ist mir zweifelhaft, ob man es wagen darf, von einer Schilderung der Verhältnisse des ganzen riesigen Indien zu sprechen, wenn man nur die Hafenstädte kennt, allerdings die bedeutendsten des Landes. Aber auch dabei ist man sich nicht immer sicher, ob man als Europäer das,

was man sieht und hört, richtig beurteilen kann. Ich war während dreier Reisen 1923/1924 insgesamt etwa drei Monate in Indien und habe in dieser Zeit versucht, aus Gesprächen mit Europäern und Indern aller Stände, Kaufleuten, Beamten, Studenten, Arbeitern, Bauern mir ein einigermaßen richtiges Bild zu verschaffen. Aus obigen Bedenken heraus würde ich es aber trotzdem abgelehnt haben, über die innere Lage Indiens zu schreiben, wenn nicht vor einer Reihe von Monaten im Rotapfelverlag (München) ein Buch über Indien erschienen wäre, das uns von der Jugendbewegung ganz wesentlich angeht. Es ist Rollands „Mahatma Gandhi". Der Name Gandhi ist uns nicht mehr unbekannt. Mit ihm haben wir den ersten politisch bedeutenden Versuch, die Ueberwindung der Gewaltanwendung in Krieg und Frieden praktisch durchzuführen.

Rollands Darstellung ist aber insofern nicht immer ganz unbedenklich, als sie die praktische Auswirkung von Gandhis Lehren oft in einem allzu rosigen Lichte darstellt. Man bekommt nach der Beschäftigung mit dem Buche den Eindruck, als könnten wir nun in den nächsten Jahren von Indien her ganz besonders umwälzende Ereignisse erwarten. Das ist keineswegs der Fall. Es ist in Indien die geistige Bereitschaft zur Aufnahme von Gandhis Botschaft durchaus nicht in dem Maße vorhanden, wie es nach Rolland den Anschein hat. Ich möchte sein Buch deshalb dadurch ergänzen, daß ich die heutige Lage der Gandhi-Bewegung untersuche. Aus dieser Untersuchung wird auch die Einsicht hervorgehen, daß wir uns hüten müssen, Lehre und Taktik des indischen Mahatma etwa ohne weiteres auf europäische Verhältnisse zu übertragen. Uns wird klar werden, daß Indien nicht Europa ist — daß Dinge, die in Indien durchaus durchführbar sind, in Europa versucht Tollheit bedeuten können.

I.

Es gibt eine äußere und eine innere indische Frage. Die äußere ist die der Lösung von der englischen Herrschaft. Die innere ist die soziale Frage und die der hindu-mohammedanischen Einigung.

England hatte in der Bedrängnis des Weltkrieges Indien als Dank für die Hilfe an Menschen und Geld die Selbstverwaltung (englisch homerule, hindustantisch swaraj) versprochen, die die politischen Führer Indiens seit etwa der Jahrhundertwende forderten. An eine völlige Lösung aus dem englischen Staatsverband dachten diese nicht; wie Kanada und Australien wollte Indien Glied des britischen Imperiums bleiben. Aber die völlige Entrechtung der 300 Millionen Inder zugunsten von 100 000 Engländern sollte ein Ende haben. Nach erfochtenem Siege in Europa hielt England sein Versprechen nicht. Im Gegenteil, es verschärfte die bestehenden Gesetze. Belagerungszustand, Zensur, Geheimpolizei wurden verewigt. Unterdrücken konnte aber England die erstarkte Swarajbewegung trotzdem nicht mehr. Eine Bewegung des Auflehnens ging durch das ganze Land. Aufstände standen bevor. Sie wären wohl nutzlos gewesen. Die Geschichte indischer Freiheitsbestrebungen zeigt eine Kette von Aufständen, die sämtlich blutig unterdrückt wurden. Auf dem Wege einer gewaltsamen Rebellion ist England in Indien nicht zu besiegen. Maschinengewehre und Flugzeuge bleiben immer Herren der Masse. Ohnmächtig blieb der Zorn des indischen Volkes. Es sah keinen Weg zur Freiheit. Da kam Gandhi. „Unsere bisherigen Versuche," sagte er, „durch Gewalt die Freiheit zu erringen, scheiterten nicht nur aus äußeren, sondern aus

inneren Gründen. Gewalt kann Indien nicht befreien. Gewalt erringt Augenblickerfolge, die in wenigen Jahrzehnten wieder vergehen. Gewalt verursacht immer Unrecht. Unser Kampf soll aber kein Kampf des Unrechtes sein, sondern der Gerechtigkeit und der Liebe. Wir wollen dem Tyrannen die Kraft unserer Seele entgegensetzen. Er kann mit seinen Soldaten nicht unseren Willen aus uns vertreiben, unsern Willen, uns Gerechtigkeit zu erzwingen ohne Gewalt zu tun. Zwar ist der Weg schwer. Er verlangt Aufopferung, freiwilliges Leiden. Aber er ist der einzige, der zum Ziele führt." Das ist das religiöse Motiv Gandhis. Und nun zeigt er sich als Politiker: „Die ungerechte englische Herrschaft ist nur dadurch möglich, daß wir sie selbst stützen. Wir Inder selbst sind die ausführenden Organe der britischen Herrschaft. Inder treiben für England die Steuern ein, Inder fahren seine Eisenbahnen, Inder tragen seinen Handel, Inder sind Richter über Inder in Englands Interesse, ohne Mitarbeit der Inder läuft das Rad der Verwaltung leer. Was dann, wenn alle Inder sich weigern, weiter im Dienst einer ungerechten Sache zu arbeiten? Dann muß England nachgeben: Hunderttausend Engländer allein können das gewaltige Indien nicht verwalten!"

Ganz Indien flog Gandhi zu. Er schien die ganzen 300 Millionen Hindu und Mohammedaner, die ihren alten Zwist begruben, hinter sich zu haben. Alles wartete nur auf das Zeichen, das die „Non-Corperation" (die Nicht-Mitarbeit an der Ungerechtigkeit) auslösen sollte. Satyagraha (d. i. „der gerechte Versuch") nannte Gandhi seine Bewegung.

Da machte England noch einmal Zugeständnisse. Es erließ ein indisches Reformgesetz. Gandhi hielt seine Bewegung an. Ein Vierteljahr später zeigte sich, daß die Reformen nur auf dem Papier standen. Der Vizekönig führte sie nicht aus. Da kündigte Gandhi für den 1. August 1920 den Beginn der Non-Corperation an. Noch wollte er nicht mit England völlig brechen. Er wollte es „durch eine legale Revolution zur Sinnesänderung zwingen". Darum proklamierte er nur Non-Corperation, nicht etwa Ungehorsam gegen das Gesetz, verlangte z. B. noch nicht Einstellung der Steuerzahlung. Mit einem feierlichen Gebetstag durch ganz Indien setzte die Bewegung ein. Sie führte noch nicht zum Erfolge. Das ist erklärlich. In der ersten Begeisterung zwar hatte alles Gandhi zugejubelt. Aber es ist ein weiter Schritt von der Begeisterung bis zur Auffichnahme eines wirklichen Opfers. Wohl kamen Hunderte von Beamten um ihre Entlassung ein. Aber sie waren dann brotlos. Das schreckte die andern. „Unser Weg ist der des Leidens", hatte Gandhi gesagt. Das hatte man in der Begeisterung überhört. Daß die Boykottierung der Gerichte und Schulen durchgeführt wurde, erschütterte das Gebälk der englischen Herrschaft nicht. Der erste Versuch der Non-Corperation war nicht viel mehr als eine Heerschau Gandhis über seine Anhänger. Nach vier Monaten wurde die Bewegung eingestellt. Gandhi war von ihrer Ergebnislosigkeit kaum überrascht. Dazu hatte er viel zu klaren Blick für die Wirklichkeit. Er sah, daß ohne straffe Organisation kein Erfolg möglich war. Lebensunterhalt mußte geschaffen werden für diejenigen, die im Dienste des Landes ihre Stellung aufgaben. Gandhi begann seine inneren Reformen. Er knüpfte zunächst an die Swadeshi-Bewegung an. Die Swadeshi-Bewegung versucht seit Anfang des Jahrhunderts Indien von der Einfuhr europäischer Waren unabhängig zu machen. Es liegt ein Widersinn darin, daß Indien z. B.

Rohbaumwolle nach Europa ausführt, diese dort verarbeitet wird, und Indien die Fertigfabrikate teuer von Europa wiederkaufen muß. Swadeshi will die Rohstoffe im Lande selbst verarbeiten und dadurch diesen unnatürlichen Zuständen ein Ende machen. Gandhi nahm den Gedanken auf und erweiterte ihn. „Greift wieder zum Spinnrad", sagte er, „macht euch dadurch wirtschaftlich unabhängig, euch selbst und euer Land." Das berührt uns zunächst mittelalterlich. Wir hätten an eine zu gründende Maschinenindustrie gedacht. Aber wir müssen bedenken, daß dazu vorerst keine Zeit war. Es galt, der ersten Not Abhilfe zu schaffen. (Daß Gandhi der Maschine und der modernen Technik überhaupt ablehnend gegenübersteht, ist ein verhängnisvoller Zug, auf den wir noch zurückkommen.) Die Heimindustrie des Spinnens und des Webens war im Nu in ganz Indien wieder lebendig. Die fremden Stoffe wurden boykottiert. Alles nahm Unterricht im Spinnen, selbst Frauen der besten Kreise. Ehrensache wurde es, nur noch nationale Gewebe zu tragen. Heute ist jedes Mitglied der Swarajisten-Partei verpflichtet, täglich eine bestimmte Anzahl von Metern selbst zu spinnen und das Gesponnene regelmäßig abzuliefern, und selbst auf den Straßen sieht man Inder mit kleinen Handspindeln beim Spazierengehen fleißig spinnen. Das ist ein voller Erfolg Gandhis. An Güte reicht allerdings der Khaddar, der heimgewebte Stoff, nicht immer an die europäischen Maschinenfabrikate heran.

Im Jahree 1921 stand Gandhi auf dem Höhepunkt seines Einflusses. Das Volk verehrte ihn als Heiligen. Der indische Nationalkongreß verlieh ihm unbedingte Autorität. Es hing von ihm ab, die politische Revolution auszulösen. Und nun kommt wieder das Bewunderungswürdige: Gandhi entfesselte die Revolution n i c h t, weil er wußte, daß das Volk noch nicht reif war, daß er die entfesselten Gemüter nicht würde in der Hand behalten können.

Den Nur-Politikern unter seinen Anhängern war das nicht recht. Sie wollten die Begeisterung der Stunde ausnutzen. Vor allem die Mohammedaner drängten auf verwegene Entschlüsse. Gandhi aber wehrte ab. Vereinzelte blutige Revolten bestärkten ihn in seiner Haltung. „Erst wenn ganz Indien sich den Gedanken der Gewaltlosigkeit völlig zu eigen gemacht hat, darf unser Satyagraha einsetzen." In diesem Augenblick wurde er von den Engländern verhaftet und wegen „aufreizender Artikel" zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Zwei Jahre später, am 10. Februar 1924, war er wieder frei. Seine erschütterte Gesundheit veranlaßte die Engländer, ihn freizugeben. Wäre Gandhi im Gefängnis gestorben — die Folgen wären unabsehbar gewesen. Ganz Indien hätte in blutigem Aufstand gestanden. Aber England konnte ihn auch ohne Bedenken freilassen. Der Augenblick der Gefahr für die englische Regierung war vorüber. In den zwei Jahren, in denen Gandhi eingekerkert war, war die Welle der Begeisterung abgeflaut, war der Geist der Opferwilligkeit vom Alltag erdrückt. Die inneren Gegensätze zwischen Hindu und Mohammedanern hatten sich wieder verschärft. Das Fehlen des unmittelbaren Einwirkens Gandhis war verhängnisvoll gewesen. Zwar hatte einer seiner Freunde, C. R. Das, die Swarajisten-Partei ins Leben gerufen, zwar hatte diese bei den Wahlen zum Nationalkongreß (der auf die Verwaltung des Landes keinerlei Einfluß besitzt) die überwältigende Mehrheit gewonnen, aber in der Partei hatten die Nur-Politiker die Oberhand. Sie hielten zwar am Prinzip der Gewaltlosigkeit fest, aber nicht aus religiösen Gründen wie Gandhi, sondern

aus taktischen, im Herzen Anhänger der Gewalt. Aeußerlich hatte Gandhi noch ganz Indien hinter sich. Aber über seine ethischen und religiösen Grundforderungen war man stillschweigend hinweggegangen. Das war für ihn die Veranlassung, sich zunächst ausschließlich mit inneren Fragen Indiens zu befassen, ausschließlich in den Dienst der inneren Vorbereitung des Landes auf die kommende Befreiung seine Kräfte und seinen Einfluß zu stellen.

II.

Welche Teile Indiens stehen nun heute, ein Jahr nach Gandhis Entlassung aus dem Gefängnis, hinter ihm? Unbedingt treu folgen Gandhi vor allem drei Stände: die Studenten, die Bauern und die „Paria". Die Gefolgschaft der idealistischen Studentenschaft ist erklärlich. Tagore ist ihr Lehrer, den sie verehrt, aber Gandhi ihr nationaler Held, für den ihr Herz glüht. Die Bauern hinwieder sehen in Gandhi den indischen Heiligen. Sie wissen nicht viel von seiner Lehre, aber seine Person ist ihnen verklärt in einem fast überirdischen Licht. Es ist eine halb unbewußt religiösen Gefühlen entspringende Verehrung; bei dem Charakter des indischen Landbewohners bedeutet das, daß sie Gandhi blindlings folgen, sie nicht zögern würden, für ihn sich selbst zu opfern. Als wir mit unserem Schiff im November 1924 auf dem Hoogly-Ganges vor Anker lagen und die Bauern vom Flußufer an Bord kamen, um Tauschhandel zu treiben, zeigte ich dem Aeltesten ein Bild Gandhis, das mir indische Studenten in Kalkutta geschenkt hatten. Er führte das Bild andächtig zur Stirn und verneigte sich und die Schar seiner Dorfgenossen folgte seinem Beispiel. Und in ihrem gebrochenen Englisch gaben sie mir zu verstehen, daß sie Gandhi, den Mahatma, ebenso verehrten wie ihre Götter. — Die dritte große Gruppe der Gandhitreuen bilden die Paria. Die Paria sind die für den brahminischen Inder „Unberührbaren", die Ausgestoßenen. Sie gehören keiner der „Kasten" oder „Stände" an, in die sich die Hindu einteilen. (Es gibt einige hundert streng voneinander geschiedene Kasten in Indien, in grober Verzerrung der ursprünglichen brahminischen Schichtung des Volkes in die vier Kasten der Priester, der Krieger, der Kaufleute und der Arbeiter.) Die Paria sind für jeden Kastenangehörigen die Verworfenen, die Verachteten, deren Anblick allein schon verunreinigen kann. Sie sind die Arbeitstiere der Reichen, die Fabriksklaven der Industrie. Durch die brahminische Lehre vom Karma und der Reinkarnation haben sich nun diese Paria geduldig in ihr Los gefügt. „Wenn es dir in diesem Leben schlecht geht," sagt die Lehre, „so kommt das, weil du in deinem vorigen Leben viel gesündigt hast. Trägst du dein elendes Los aber als Buße mit Geduld, so wird es dir im nächsten Leben um so besser gehen, du wirst nicht als Paria, sondern etwa als Kaufmann, vielleicht gar als Gelehrter wiedergeboren werden." Dieser Glaube ist bei den Indern so eingewurzelt, daß niemand daran denkt, sich z. B. über ungerechte Ausbeutung in den Fabriken zu beklagen, oder gar sich dagegen aufzulehnen. Nun kommt aber Gandhi und gibt das Wort aus von den „Brüdern Paria". Die „Unberührbarkeit" sei ein Schandfleck Indiens. Die Paria seien ebenso aller Menschenrechte würdig wie die kastenangehörigen Inder. Und Gandhi weist nach, daß die alten religiösen Lehrbücher nichts von Ausgestoßenen sagen! Das hat natürlich eine ungeheure Wirkung. Die Paria hören die Botschaft als ein Evangelium. Gandhi, der sie aus der Verachtung erlösen will, ist mit einem Schlage auch ihr Held.

Schon bei den politischen Parteien aber fängt das Gandhi ablehnende Indien an. Die politischen Parteien Indiens sind nichts besser als die europäischen. Sie wollen ihre Ziele mit allen verfügbaren Mitteln erreichen. Gandhi mit seiner sittlichen Forderung ist ihnen dabei unbequem — er ist ihr Gewissen. Aber sie können ihn nicht öffentlich abschütteln, denn sie würden dann sofort die Masse ihrer Anhänger verlieren. Ohne Gandhis Zustimmung wagt keine Partei, auch nicht die mächtigste, die nationalistischen Swarajisten, irgendeine Handlung von Bedeutung zu unternehmen. In den Köpfen der Heißsporne erzeugt das natürlich viel Unwillen. Aber sie wagen nicht, das öffentlich zuzugeben. Immerhin ist aber Gandhis Stellung hier schon unsicher.

Völlige Ablehnung aber, ja Feindschaft, erfährt Gandhi von seiten der indischen „Kapitalisten", der indischen Industrie, und zwar infolge seiner Stellung zu den Parias. Eine indische Industrie (Jute, Zement vor allem) hat sich im Laufe des Krieges, als die Verbindung mit Europa immer schwieriger wurde, zu einer ganz ansehnlichen Blüte entwickelt, wenn sie auch im Vergleich zur Größe des Landes von geringer Bedeutung ist. Dadurch ist im Laufe des letzten Jahrzehntes eine indische Geldaristokratie entstanden, ähnlich dem europäischen Kriegsgewinnertum. Daß Gandhi die Maschinen ablehnt, Indien gern frei wissen will davon — darüber wären diese Kapitalisten schließlich mit einem Lächeln hinweggegangen. Es stört sie aber schon, daß Gandhi nicht mit den Engländern zusammenarbeiten will. Und nun bedroht er sogar die Grundlage der ganzen indischen Industrie, indem er die Pariafrage aufwirft: Durch brutalste Ausnutzung der Paria, durch Ausnutzung und Behandlung, wie sie kein europäischer Arbeitgeber seinen Arbeitern aufzuzwingen auch nur versucht, konnten die Industriellen ihre ungeheuren Gewinne nach Hause tragen. Nun verlangt Gandhi von den Reichen als frommen Brahminen, daß sie ihre Arbeiter als Menschen ansehen und behandeln und gibt sie sonst der Verachtung des ganzen Volkes preis. Noch mehr, er macht es den Parias zum Recht und zur Pflicht, sich mit ihren Forderungen auf gerechten Lohn durchzusetzen — mittels der Waffe der Gewaltlosigkeit, der Non-Corporation — des Streiks. Ganz Indien soll dabei hinter den Parias stehen. Das ist natürlich von weitesttragender Bedeutung, eine ungeheure Umwälzung aller bisherigen Begriffe. Durch die Karmalehre war ja jede soziale Auflehnung in Indien bislang unmöglich, gab es gar kein Empfinden für soziale Ungerechtigkeit. Gandhi aber wirft für Indien die soziale Frage auf. Die glühende Gegnerschaft der Kapitalisten ist selbstverständlich.

Freilich: ehe es zu der großen sozialen Auseinandersetzung kommt, werden noch einige Jahrzehnte vergehen. Noch fängt Gandhi erst an, von den Brüdern Paria zu sprechen. In drei oder vier Jahren aber läßt sich das jahrhundertealte Vorurteil gegen sie nicht beseitigen. In drei, vier Jahren läßt es sich nicht erreichen, daß das ganze indische Volk den Parias in ihrem Kampf gegen die Ausbeutung zur Seite steht. Langsam muß sich der Gedanke von der Gleichberechtigung der bisher Verachteten auswirken. Gandhi weiß das und arbeitet auf lange Sicht. Aber das Rad rollt, und die Pariafrage ist der eine Punkt, in dem Gandhis Auftreten für die innere Entwicklung Indiens von maßgebender Bedeutung ist. Der andere Punkt, die Frage der hindu-mohammedanischen Einigung, ist nicht minder wichtig, ist wahrscheinlich die Lebensfrage für ein unabhängiges Indien.

Es gibt neben Gandhifreunden und Gandhifeinden noch eine dritte Gruppe von Indern: die Skeptiker und die Furchtsamen. Ich sprach in Colombo mit einem singalesischen Beamten. „Uns bringt die englische Herrschaft manche Härte. Wir wissen, daß sie uns ausnutzt. Doch ertragen wir sie willig als das kleinere Uebel. Ohne die Engländer wären wir alle unseres Lebens nicht sicher. Es würde ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen zwischen Hindus und Mohammedanern, der ganz Indien zerstören und verwüsten würde."

Es scheint in der Tat so, daß es das größte Unglück für Indien bedeuten würde, wenn die Engländer morgen abzögen. Seitdem die Mohammedaner mit Feuer und Schwert den Islam nach Indien trugen, hat der Religionshaß nicht aufgehört. Wir können uns kaum einen Begriff machen von der Tiefe dieses Jahrhunderte währenden Gegensatzes. Es vergeht kein Tag, an dem nicht an irgendeinem Orte Indiens blutige Streitigkeiten und Kämpfe zwischen Hindus und Mohammedanern stattfinden. Kleinste Anlässe fachen den glimmenden Haß zu Flammen an. Es braucht nur ein Hindu laut singend an einer Moschee vorüberzugehen, in deren Umgebung heilige Stille herrschen soll — schon kommt es zu Schlägereien und Mord. Es braucht nur ein Mohammedaner eine Kuh zu töten, das heilige Tier der Hindu — schon wird die ganze Hindubevölkerung das mohammedanische Stadtviertel bestürmen und nicht ruhen, bis die Untat durch Erschlagung mehrerer Mohammedaner gesühnt ist. Der Engländer ist natürlich der profitierende Dritte, und der innere Unfriede Indiens ist eins der Geheimnisse, die England ermöglichen, mit einer Handvoll Weißer Indien im Zügel zu halten.

Gandhi ist der erste indische Führer, der sich mit seiner ganzen Kraft seiner Persönlichkeit für hindu-mohammedanische Einigung, die Vorbedingung des freien Indiens, einsetzt — und mit Erfolg einsetzt. Das ist der zweite Punkt, an dem Gandhis Auftreten von noch unübersehbarer Tragweite für Indien ist. Siegt der Gedanke der Einigung, ist es zu Ende mit England in Indien.

Aber auch hier wieder muß Gandhi auf lange Sicht arbeiten. Zwar steht die Führerschaft beider Teile, der Hindu und der Mohammedaner, in dieser Frage unbedingt hinter ihm. Doch ist es wie bei der Anerkennung der Paria: Jahrzehnte werden vergehen, ehe der durch Jahrhunderte eingewurzelte Haß einer freundlichen Duldsamkeit weicht. Es bedarf der Erziehungsarbeit von Generationen. Gandhi verlangt und wünscht natürlich keineswegs ein Verschmelzen der beiden Religionen. Er selbst z. B. könnte sich auch nicht entschließen, mit einem Freunde, der Mohammedaner ist, zusammen bei Tisch zu sitzen. Er würde nie seine Tochter einem Mohammedaner zur Frau geben. Aber er verlangt Duldsamkeit, gegenseitige Achtung.

Als ich das letzte Mal nach Indien kam, wurde der erste große Ansturm gegen den inneren Zwist unternommen. Ueberall im Lande wurden Versammlungen abgehalten, in denen Gandhischüler den Gedanken der Einigung predigten. Gandhi selbst legte sich ein einundzwanzigtägiges Fasten auf, während dessen er für das Gelingen der Einigungsbewegung betete. Offiziell mußten natürlich auch die englischen Behörden so tun, als ob sie die Einigung der feindlichen Bevölkerungsteile wünschten. Der Vizekönig sandte Glückwunschtelegramme zum Einsetzen der Bewegung. Aber insgeheim wühlten seine Agenten. Und noch während der Zeit, da Gandhi fastete, brachen überall im Lande wie auf ein Zeichen blutige Zwiste aus. Sie waren

ja so leicht zu provozieren. — Vier Wochen später ließ England völlig die Maske fallen und verhaftete Ende Oktober 1924 wider Gesetz und Recht 73 der angesehensten indischen Führer. An Gandhi wagte es sich allerdings noch nicht wieder heran.

Gandhi verließ an dem 20. Tage seines Fastens eine Botschaft an die Inder, die von dem wunderbaren Geiste und der tiefen Demut dieses Mannes zeugt und die ich darum in wörtlicher Uebersetzung hier wiedergebe:

„Meine Zuflucht."

Heute ist der 20. Tag meiner Buße und meines Betens. Aus der Welt des Friedens muß ich zurück in die Welt des Streites und der Zwietracht. Je mehr ich daran denke, desto hilfloser fühle ich mich. So viele sehen auf mich, daß ich das Werk vollende, das mit dem Einigungstag begann. Ich weiß, daß ich nichts tun kann. Alles liegt in Gottes Hand. Gott, o Herr, mache mich zu Deinem brauchbaren Werkzeug und mache mit mir, was Du willst.

Menschenwerk ist eitel. Napoleon wollte so viel — und war Gefangener auf St. Helena. Der mächtige deutsche Kaiser verlor seine Krone und ist nur noch ein einfacher Bürger. Gott wollte es. Laßt uns diese Beispiele sehen und demütig werden.

In diesen Tagen des Gebets und des Friedens stand immer vor mir eine Hymne, die wir oft in unserem Kreise singen. Ich will sie auch allen weitersagen, ihre Worte sagen mehr über meine Gedanken als ich selbst in Worte fassen kann. So lautet sie: „Herr, mein Gott: Meine Ehre und mein Leben sind in Deiner Hand. Du bist meine Zuflucht, denn Du bist der Hort der Schwachen. Du versprichst, den Sündern zu helfen, und meine Sünde ist groß. Hilf mir, Herr, in dieser Welt voll Dunkelheit. Du erlösest die Menschen von Sünde und Elend. So sei auch deinem Volke gnädig und gib, daß es niemand dient als dir allein."

Wir Europäer stehen erschüttert vor solchen Worten. Wir nennen uns Christen. Wo aber finden wir bei uns und im politischen Leben Worte und Gesinnungen, die denen dieses wahrhaft frommen Mannes, der nicht Christ ist, gleichkommen?

Ich weise noch einmal auf Rollands Buch hin. Es ist das Zeugnis der Größe eines Mannes, der seinem Volke Heiliger und Held ist. Eines Mannes, der den Mut hat, als Politiker fromm zu sein, und der den Mut hat, nicht nach Tageserfolgen zu jagen, sondern Sämann zu sein ausschließlich für ferne Geschlechter. Noch einmal betone ich gegenüber Rolland: es stürmt nirgends in der Welt, auch nicht in Indien. Noch ist Indien ein innerlich schwer leidendes Land, noch ist seine Gesundung nicht sicher. Aber Gandhi ist das Zeichen eines neuen Tages.

Dieweil der Gottheit Ström' aus mir sich soll'n ergießen,
Muß ich ein Brunnquell sein, sonst würden sie verfließen.

Bist du aus Gott geboren, so blühet Gott in dir,
Und seine Gottheit ist dein Saft und deine Zier.

Wenn du dein Schifflein aufs Meer der Gottheit bringst,
Glückselig bist du dann, wenn du darin ertrinkst. Angelus Silesius

Deutschland und Frankreich, Völkerbund und Weltfrieden.

Betrachtungen im Anschluß an eine Vortragsreise in Frankreich, an den Berliner Weltfriedenskongreß, an die internationale Tagung zur Reform des Geschichtsunterrichts und an die Zusammenkunft pazifistischer Studenten.

Von Paul Honigsheim, Köln.

Schon die Bemerkungen im Untertitel dieses Aufsatzes werden manchen unserer Leser in Erstaunen setzen. Wenn er hört: ein Deutscher hat in Frankreich Vorträge gehalten, dann wird er sich fragen: Wie ist so etwas denn nur möglich? Vielleicht aber, daß seine Verwunderung beim Ueberfliegen der weiteren Zeilen noch steigen wird. Es ist also schon vonnöten, wenn überhaupt die Lektüre des Folgenden Sinn haben soll, daß man seinen ganzen Mut zusammennimmt und sich aufgeschlossenen Herzens von dem Verlangen leiten läßt, den Dingen einmal ganz offen in die Augen zu schauen. Sonst lege man diese Bekenntnisse lieber sofort beiseite. Um aber schneller zum Ziele zu kommen, soll im folgenden so verfahren werden: Zunächst möge das Tatsächliche, das sich ereignet hat, ganz kurz dargelegt werden, danach sei versucht, im Anschluß daran sowie auf Grund der sonstigen Erlebnisse, die dem Schreiber dieser Zeilen infolge oftmaliger früherer Besuche dort und langjähriger Studien vergönnt waren, ein Bild der innersten Wesenheit und Gegensätzlichkeit vom französischen und deutschen Volk zu zeichnen, zum Schluß — man wird dies verstehen — scheint es mir nicht nur Recht, sondern geradezu Pflicht zu sein, Folgerungen darzulegen, die m. E. aus allem Gesagten gezogen werden müssen.

Der Auftakt zu allem, was wir in den letzten Monaten erlebten, bildete die internationale Freundschaftswoche in Chevreuse bei Paris. Nicht darin lag das Neue, daß hier Menschen verschiedener Nationalität eine Zeitlang ganz intensiv zusammenlebten und -dachten. Denn derartiges hatten wir schon in den verschiedenen internationalen Sommer-Volkshochschul-Heimwochen ausgekostet, wie im Herbst 1922 bei den deutsch-englischen, Pfingsten 1923 bei dem holländisch-luxemburgisch-deutschen Treffen in Schloß Brühl bei Köln. Das Entscheidende lag darin, daß Franzosen eingeladen hatten und daß es auf deren Boden stattfand. Den Anstoß hatte die französische Vereinigung trait-d'union gegeben. Sie ist noch insbesondere durch ihren radikal-lebensreformerischen Einschlag charakterisiert. Hierin ist sie in etwa dem „Vortrupp" Deutschlands verwandt. Dementsprechend spielte sich alles auch durchaus in den Formen des Zeltlagerlebens ab mit gemeinsamer naturgemäßer Kost, gemeinsamer Verrichtung aller Arbeiten und unter Abhaltung der glücklicherweise nicht allzu zahlreichen Vorträge im Freien. Die Teilnehmerzahl war nicht stets die gleiche, indem einige erst später kamen und einige Pariser nur die Sonnabende und Sonntage da sein konnten. Sie setzte sich zusammen aus Franzosen aus sehr verschiedenen Weltanschauungen und politischen Lagern, Engländern (insbesondere aus der Organisation der Kriegsdienstverweigerer), Holländern (vornehmlich aus der praktischen Idealisten-Assoziation, die hauptsächlich aus Intellektuellenschichten stammen und gleichfalls eine lebensreformerische Neigung bekunden, die manchen deutschen Jugendbewegungsgruppen nicht unverwandt sind), sowie aus Deutschen. Von letz-

teren seien an bekannten Persönlichkeiten genannt: der aus dem Freideutschtum hervorgewachsene Erich Mohr, der schon längst im Sinne eines Zusammenwirkens französischer und deutscher Jugend tätig ist, Heinz Herbers, der augenblickliche Mitherausgeber der Zeitschrift „Der Pazifist", ferner Wolfgang Medding, der jetzige Schriftleiter der „Pazifistischen Jugend", der sich 1918 nicht ohne schwere innere Kämpfe und persönlichstem Bruch mit dem angestammten Milieu vom Fähnrich zum sozialistischen Kriegsdienstverweigerer entwickelte. Die einzelnen Vorträge, die gehalten wurden, zu charakterisieren würde zu weit führen, ist auch nicht von Belang; denn das Schwergewicht lag dort in der persönlichen Fühlungnahme von Mensch zu Mensch. Selbstverständlich waren dabei Schwierigkeiten zu überwinden; sie lagen natürlich nicht nur in der Sprache, sondern in der Verschiedenheit der Einstellung der Welt und der Dinge gegenüber, die nun einmal da ist, die auch nicht verschwiegen werden darf. Ueber deren Ursachen sowie über deren Bedeutung möge es verstattet sein, erst im prinzipiellen Teil Näheres zu entwickeln. Hier muß aber schon betont werden: Die Gegensätze sind nicht unüberwindlich, und diese Ueberzeugung ist schon auf beiden Seiten vorhanden, und zwar nicht zuletzt auch drüben. Denn weder in Chevreuse, also in einer stark ländlich konservativen Gegend, noch auch in Paris selbst, wo wir uns mehrmals und zum Teil nachher noch lange Zeit aufgehalten haben, ist uns das geringste zugestoßen — trotzdem manche mit ihrem mangelhaften Französisch ohne weiteres als Ausländer erkennbar waren, auch offen allenthalben Deutsch untereinander redeten. Diesen Eindruck bestätigt ferner Meddings Bericht über seine Reise durch das zerstörte Gebiet, die Akklamation Loebes vor seiner Rede bei der Gedächtnisfeier für den vor zehn Jahren ermordeten Sozialistenführer Jaurés und meine Aufnahme vor meiner Rede auf dem Kongreß syndikalistischer Lehrer in Paris. Hierdurch war es mir ermöglicht, noch stärker als auf Grund meiner Reden in Chevreuse in engerem Kreise und beim Abschluß dort vor der Oeffentlichkeit, Fäden zwischen hüben und drüben anzuknüpfen. Sie wurden dann in Berlin Anfang Oktober noch weiter gesponnen. Denn hier fanden hintereinander statt: Die internationale Tagung zur Reform des Geschichtsunterrichts, von dem Bund entschiedener Schulreformer einberufen. Dann der eigentliche Weltfriedenskonzern, zum Schluß die Tagung pazifistischer Studenten. Auf diese Weise kehrte man am Ende zu den Fragen des Anfangs zurück. Denn bei diesen beiden Veranstaltungen stand das Problem des neuen, des pazifistischen Menschen im Mittelpunkt, dazwischen aber herrschte ganz und gar das spezifisch-politische vor.

Abrüstung! Nicht mehr ob, sondern nur noch wie weit? Das war die Frage. Erhofften die älteren Pazifisten von einer Einschränkung der Rüstungen und von schiedsgerichtlichen Austragungen der Konflikte viel, so hieß es jetzt: Auch eine kleine Armee ist vom Uebel, bedeutet doch auch sie bei der inzwischen unheimlich gesteigerten Technik die Möglichkeit, in knapper Zeitspanne ganze Provinzen mit Hilfe von Giftgasen und ähnlichen Schrecknissen in eine menschenleere Wüste zu verwandeln. Besonders der einstige französische General Verreaux propagierte diesen Gedanken, verlangte folgerichtig auch die französische Abrüstung und wandte sich konsequenterweise auch gegen diejenigen, die wie Hellmut v. Gerlach zwar allen Staaten ihre Armeen nehmen, aber dem Völkerbunde eine solche zusprechen wollen. Letztere argu-

mentieren: Das Recht müsse stets, um sich durchzusetzen, eine Macht hinter sich haben, sonst werde es nicht respektiert und eine solche Kraft würde in diesem Falle das Heer des Völkerbundes darstellen. Demgegenüber wies man aber darauf hin: Letzterem stehen einem widerspenstigen Staatswesen gegenüber ganz andere Mittel, z. B. der wirtschaftliche Boykott, zur Verfügung. Darin aber waren sich alle einig, daß sie den Völkerbund bejahten, ferner die ungeheure Arbeit und den Riesenschritt vorwärts anerkannten, den Genf für seine Verwirklichung bedeutet. Wie aber soll er struktiert sein?

Bei der Beantwortung dieser Frage wirbelte das Problem Pan-Europa und der Völkerbund viel Staub auf. Die Sehnsucht nach einem Gebilde, das man etwa als „Vereinigte Staaten von Europa" bezeichnen könnte, ist nicht neu. Sogar die muffige heilige Allianz des Fürsten Metternich vor hundert Jahren sollte der Absicht nach etwas ähnliches sein. Außer manchen anderen ist nun der österreichische Aristokrat Graf Condenhove-Kalergi, Verfasser zahlreicher sozialwissenschaftlicher Werke, mit einem Vorschlag aufgetreten, der ungefähr so ausschaut: Man muß an die nun einmal historisch gewordenen und heute bestehenden überstaatlichen Gebilde anknüpfen. Solcher gibt es aber eigentlich nur fünf: Pan-Amerika, Ost-Asien, das englische Reich, Sowjetrußland und das Rest-Europa. Letzteres heiße es jetzt zu einer überstaatlichen Einheit zusammenfassen! Gegen diesen Plan wandte man nicht mit Unrecht ein: dies bedeute zwar, den bisherigen einzelstaatlichen Egoismus, beispielsweise den von Frankreich und von Deutschland, aufheben, aber doch nur zu Gunsten einer europäischen Selbstsucht der übrigen Welt gegenüber. Das aber ist natürlich nur ein halber Pazifismus. Denn auch diese Erkenntnis bricht sich in den meisten Ländern immer mehr und mehr Bahn: Weder mit politischer Neuordnung in Gestalt eines Völkerbundes, einer Abschaffung der Armeen und der Einführung obligatorischer Schiedsgerichte ist alles getan, noch auch genügt eine ökonomische Umgestaltung der Welt. Gewiß beginnt man auch auf letzterem Gebiete ein gut Stück weiter zu kommen und der Gedanke marschiert, durch den Völkerbund den Maximal-Achtstunden-Arbeitstag sowie die gleichmäßige Entlohnung gleichwertiger Arbeit allenthalben und nicht zuletzt den Zugang zu den Rohprodukten in allen Staaten zu regeln. Gewiß ist diese Entwicklung erfreulich; unentbehrlich aber ist auch die Einsicht: Niemals wird es eine Völkerverständigung geben, solange wir nicht einen anderen Menschen haben. Der aber wäre kein anderer als der brüderliche Mensch. Das durfte wohl unter Zustimmung fast aller Teilnehmer der Erstatter dieses Berichtes auf der unter größten Schwierigkeiten zustande gekommenen Tagung des deutschen pazifistischen Studentenbundes ausführen. Das war tatsächlich auch die Kardinalfrage der internationalen Tagung zur Reform des Geschichtsunterrichts, auf dem auch Engländer, Franzosen und Asiaten redeten. Vom Bund entschiedener Schulreformer war sie einberufen. Der neue, der brüderliche Mensch, das ist ja so eigentlich der Mittelpunkt der Arbeit dieses Kreises. Nicht durch Umgestaltung der Verhältnisse allein — so sehr man von deren Notwendigkeit überzeugt ist — auch nicht durch äußerliche Veränderung des Unterrichtes glaubt man dem näher zu kommen, indem man etwa statt eines konfessionellen Dogmas ein sozialistisches oder ein sogenanntes pazifistisches den Kindern eintrichtert. Vielmehr soll schon die ganze Art des Zusammenseins der Klassen untereinander und der Schüler mit ihrem Lehrer auf dem Prinzip

der gegenseitigen Ergänzung und Hilfe aufgebaut sein. Das einzelne darüber, worauf ja schon in dem hier seinerzeit abgedruckten Kasseler Vortrag hingewiesen war, bleibe einem späteren Artikel vorbehalten. Für heute nur so viel: Solche Mentalität*) ist nicht auf unser Vaterland beschränkt, sie vielmehr auch jenseits der Grenzen lebendig, nicht zuletzt auch in Frankreich, wenn auch in einer durch den ganzen Nationalcharakter bedingten anderen Art. Das aber führt uns nach dieser Chronik der Begebenheiten wieder auf unsern Ausgangspunkt, auf das Prinzipielle zurück.

Ganz instinkthaft fühlten alle: Wenn auch der gesamte Fragenkomplex der Umgestaltung der Weltordnung und der Völkerbeziehung in seiner ganzen Schwere uns vor Augen steht — das deutsch-französische Problem ist wiederum der Kardinalpunkt. Und zwar nicht nur wegen der gegenwärtigen politischen und ökonomischen Situation, die nicht zur Ruhe gelangen kann wegen des Mißverhältnisses in den Beziehungen dieser beiden in tragischem Zwiespalt auseinandergerissenen Nachbarn. Sondern es steckt noch etwas tieferes dahinter, weshalb sie nicht zusammenkommen können und doch zusammenkommen müssen. Zunächst verstehen sie sich ja überhaupt nicht, sie brauchen die gleichen Begriffe und meinen dabei etwas ganz anderes. Sie sind nämlich in ihrem innersten Wesen entgegengesetzt strukturiert. Schon wenn sie von Freiheit reden, empfinden sie etwas ganz anderes. Das aber führt uns vielleicht überhaupt auf des Pudels Kern.

Bei unseren Nachbarn will jeder frei sein von irgendwelchen Eingriffen von seiten irgendwelcher Mächte, wie Staat usw., in seine persönliche Lebenssphäre. Daraus erklären sich fast alle seine zahlreichen politischen Veränderungen und Revolutionen. Mit seinem ganz scharfen, logisch arbeitenden Verstand, der vor nichts halt macht und vor keinem Gebilde Respekt hat, untersucht er alles, und zwar vor allem daraufhin, ob die bestehenden Verhältnisse auch vollauf dem Ideal entsprechen oder ob sie zu Unrecht bestehen, d. h. aber im Sinne des Franzosen gesprochen, ob irgendeine Institution sich vielleicht größere Befugnisse zugeeignet hat, als ihr zustehen und ob sie Grenzen respektiert hat, die sie nicht überschreiten darf, ohne in die private Sphäre des Individuums einzudringen. Fällt das Urteil zu Ungunsten der überindividuellen Ganzheit, z. B. des Staates aus, so wird diese Erkenntnis sofort in die Tat umgesetzt, d. h. es wird reformiert oder revolutioniert. Eigentlich ist also der Gallier dauernd in Revolution, wenn man dies Wort in diesem Sinne versteht. Ganz anders verhalten sich in dieser Hinsicht die Deutschen. Wir denken natürlich nicht daran, so vorzugehen, aus dem einfachen Grunde, weil ganz andere Vorstellungen, Wunschbilder und Gedankenverknüpfungen bei uns maßgebend sind. Zunächst einmal schon eins: Wo sehen wir hier eine solche Beherrschung des Lebens durch die Vernunft, wo finden wir diese Tendenz restlos alle Dinge mit der Sonde des Verstandes zu untersuchen? Der Deutsche hat doch zunächst einmal Respekt. Das ist seine starke, aber auch seine schwache Seite. Sie äußert sich in einer ehrfürchtigen Liebe für alles geschichtlich Ueberkommene, für Stammeseigenart und Sonderrechte; in Form von Partikularismus dokumentiert sich diese Seite seines Charakters heute noch in gelegentlich besorgniserregender Weise. Dementsprechend hat er auch gar kein so großes Bedürfnis, bestehende Verhältnisse zu verändern, vor allem auch, weil er einen

*) Möglichkeit der Urteilsweise.

äußeren Druck von seiten irgendwelcher größerer Machtgebilde gar nicht so tragisch nimmt. Jedenfalls aber äußert sich sein Individualismus, seine Sehnsucht nach Eigengestaltung seines Ich in ganz anderer Weise. Gewiß will er ein Eigener werden; dazu bedarf es aber bei ihm eines Umweges; er muß sich zuerst im Chaos verlieren, um sich von dort aus erst seine Form zu suchen.

Nicht wenige und gar nicht die schlechtesten ertrinken darin oder aber sie zerschellen schließlich am Leben, weil sie die ihnen adäquate Form dort nicht finden konnten. Jedenfalls aber ist uns dieser Gang nicht leicht gemacht. Denn der zweite Teil des Weges lautet: Vom Chaos zum Kosmos. Und die Beziehung des Individuums zum letzteren kann sich für den Deutschen nur einstellen in Gestalt eines Eingegliedertseins des einzigartigen Individuums, das seine Sonderform gefunden hat, in ein überindividuelles Ganzes, in einen Staat, in eine Kirche, in den Sozialismus oder in irgendein anderes Vergesellschaftungsgebilde, oder aber — und das entspricht seiner Art am meisten — in einen Komplex derartiger Wesen. Meist werden diese dann als in einem sinnvollen Pyramidenbau der abendländischen, christlichen oder menschlichen Gesellschaft zusammengefaßt gedacht. Gegen alles, was sich ihm auf diesem seinem schweren Leidensgange in den Weg stellt, muß er Sturm laufen. Dagegen läßt ihn alles kalt, was in diesem Zusammenhange nicht als Hindernis in Frage kommt. Ob sich also eine Fürsten- oder Polizeigewalt in alle möglichen äußerlichen Dinge hineinmischt, das schiert ihn nicht viel. Den Franzosen dagegen würde gerade das hochgehen lassen. Was unser Landsmann aber stöhnend als furchtbaren Druck empfindet, das ist alles das, was ihn aufhält, wenn er sich einmal ganz unzweideutig in das Chaos stürzen will. Ist ja doch letzteres die Voraussetzung seines Kosmos-Werdens. Daher zuerst das Angehen gegen jede Form, gegen jede stilisierte Lebensart. Man sehe sich doch nur diejenigen Revolutionen bei ihm an, die wirklich aus seinem Wesen hervorgewachsen sind: die deutschen Mystiker des Mittelalters, den jungen Luther, erst recht aber die eigentliche Reformation, die nachher im Blut ertränkt und noch im Geschichtsunterricht von heute den Kindern vorenthalten wird, nämlich Thomas Münzer und die duldenden Täufer. Allenthalben das gleiche Bild. Und tritt es uns nicht auch entgegen in derjenigen Revolution, die überhaupt nur bei diesem Volk denkbar ist? *Denn die Jugendbewegung ist nicht nur das Deutscheste vom Deutschen, sondern so wie die Umwälzung von 1789 die wahrhaft französische, so ist die Jugendbewegung die spezifisch deutsche Revolution.* Durch das Chaos zum Kosmos! Das bedeutet dann hier: Nicht saubere Abgrenzung zwischen Ansprüchen der Institution und dem formalen Recht des Individuums, wohl aber: radikales Abschütteln von außen her aufgezwängter zivilisatorischer Formen in Kleidung, Essen, Lebensgestaltung und Gesellschaftsform, sowie positiv gewandt: Suchen nach einer neuen Eingliederung der Individualität, die in ihrer Wesenheit jetzt erst gefunden worden ist, in die Ganzheit, oder, wie man dann sagt, in die „Gemeinschaft".

Das leitet zu tiefster mystischer Verbundenheit von Menschen untereinander sowie von Mensch und All, das führt aber auch — und darin nicht zuletzt liegt die Tragik — immer wieder zum Gegenteil von dem, wovon ausgegangen wurde, nämlich zu neuer Gebundenheit, d. h. zu abermaliger Erstarrung des Lebens, wenn nicht der ewig notwendige entgegengesetzte Anstoß

von außen kommt, der wiederum das leblos und mechanisch gewordene Gebilde hinwegräumt. Von wo aus aber kann der nur kommen? Nicht von dem Deutschen selbst. Denn dessen wertvollste Söhne sind durch ihre ganz andersartigen Krisen völlig mit Beschlag belegt. Dementsprechend sehen sie jene erneut notwendig zu lösende Aufgabe womöglich gar nicht. Der Antrieb muß also schon von außen kommen und kann natürlich letztlich nur von dem Volke herstammen, das immer wieder den meisten europäischen Ländern den Anstoß dieser Art brachte, außerdem aber gerade umgekehrt strukturiert ist, als das Deutsche, weil bei dem die Wendung gegen solche Gebundenheit durch Institutionen das Zentrale ist. Das aber ist, wie wir sahen, die französische Nation. Bei ihr andererseits droht regelmäßig aus solchem logischen Formalismus eine Rationalisierung des Lebens zu werden. In ihr aber stirbt das Irrationale dahin, das als Möglichkeit dort auch vorhanden ist. So muß denn auch die Seele des Nachbarvolkes erstarren und sie kann nicht leben ohne die kosmische Gemeinschaftsmystik des Deutschen. Dieser hinwiederum muß erstarren und kann nicht leben, ohne die „clarté", die scharf die Grenzen, die Anmaßung und das Unrecht einer jeden Institution hervorhebt, die mit Polizeigewalt in das Leben des Einzelnen einzudringen wagt. Solche Aufklärungsarbeit aber besorgt eben jener „esprit de système" und die aus ihm herauswachsende revolutionäre Logik der Franzosen.

Der formale Individualismus des liberalen Zeitalters genügt uns nicht mehr, er führte nicht zuletzt zu lebloser Isolierung des Menschen. Der Gemeinschaftskult der heroischen Frühzeit deutscher Jugendbewegung allein konnte uns nicht erlösen. Allzuoft führt er nicht nur zur Verbundenheit, sondern zur Gebundenheit, die als Autoritätskultur die Rückseite der schönen Medaille darstellt, die man „Gemeinschaft" nennt. Vielmehr tut uns eine höhere Einheit aus Individuum- und Gemeinschaftsdasein not. Desgleichen gibt uns die kalte logische Vernunfterkenntnis allein keine Antwort auf die brennenden Fragen, andererseits gelingt uns durch gefühlsseliges Schwelgen allein die Umgestaltung des Daseins auch nicht. Hier brauchen wir gleichfalls eine höhere Einheit aus Vernunfterkenntnis und Mystik.

Bedarf es nach allem Gesagten nun noch langer Worte? Ist nicht vielmehr klar: Franzosentum und Deutschtum sind in ihren letzten Wesenheiten äußerste Gegensätze. Doch nur aus dem Zusammenströmen ihrer Kräfte kann das Neue, nach dem wir uns alle sehnen, Gestalt gewinnen und nur, wenn diese Synthese gelingt, wenn eine solche complectio oppositorum Wirklichkeit geworden ist, dann ist auch eine unerschütterliche Grundlage für eine übernationale Organisation und für eine dauernde Völkervereinigung gegeben.

Dem Führer.

Die Geduld des wurzelfesten Ackermanns, der den Samen der Gedanken nicht nur ausstreut, sondern die jungen Pflanzen auch pflegt und betreut, darf nicht fehlen, sie ist die Vorbedingung eines dauernden Erfolges.

Adolf Damaschke.

Evangelische Mannhaftigkeit.

Hugo Specht.

Auf unserem Aelterentreffen in Faltau im Herbst 1924 hat uns in der Aussprache über den Maasschen Vortrag sehr die Frage beschäftigt, was das ist, das unsere Burschen in die völkischen und überhaupt politischen Verbände treibt. Die verschiedensten Motive wurden genannt, zum Teil von solchen Burschen, die selbst sehr stark zu den Verbänden neigten. Daß viele mitlaufen, weil es Mode ist, daß bei manchem die Skimütze und Windjacke das Anziehende ist, ist ja klar, aber nebensächlich, wenn es uns auch zeigt, daß wir noch mehr aufs Wesentliche gehen und den Sinn für das Wesentliche stärken müssen in den Bünden. Das Illusionäre in den völkischen Verbänden zieht an. Es ist viel Kameradschaft und gegenseitige Hilfsbereitschaft dort. Auch das sind ernste Fragen an uns: Wie ist der Geist in unseren Bünden, ist er brüderlich, und es ist ein Geist ehrfurchtsvoller Nüchternheit? Aber noch bedeutsamer scheinen mir drei andere Gründe zu sein. Einmal der, daß in einem Teil der Burschen tatsächlich politisches Interesse vorhanden ist. Das ist sicherlich ein erfreuliches Zeichen. Das andere ist dies: Jene politischen Verbände kommen dem Verlangen junger heranwachsender Männlichkeit entgegen, ihrer Freude am Kampf, am Ringen, am Sichdurchsetzen. Etwas Naturhaftes im jungen Menschen, die Freude am Kriegsspiel, an der Beherrschung der Natur, an der Ueberwindung von Schwierigkeiten wird dort befriedigt. Unsere Bünde sind vielleicht zu geistig eingestellt und vernachlässigen dies Naturhafte. Sie berücksichtigen zu sehr das Gemüt und zu wenig den drängenden stürmenden Willen. „Unsere Buben wollen nicht mehr tanzen, sie wollen sich verprügeln." Und es sind nicht die schlechtesten, die sich vom Tanzen drücken um irgend eines wilden Bubenspiels willen.

Dazu kommt noch eines. Wer etwa als Soldat oder sonst in einem größeren Verband in Reih und Glied marschiert ist, der weiß, was dies für den Mann bedeutet. Der weiß, wie diese Zucht und Geschlossenheit, dieses Eingefügtsein in das Große das Kraftgefühl erhöht, den Mann mitreißt und alles Mannhafte und Wehrhafte in ihm lebendig werden läßt. Das ist ja das Ueberwältigende an der Zucht, daß sie den Einzelnen untergehen läßt im Ganzen, um ihn wieder auferstehen zu lassen — aber jetzt nicht mehr als Einzelnen, sondern — als Glied des Ganzen in lebendiger Verbundenheit mit dem Ganzen. Das „Stirb und Werde", das in der Zucht liegt, das Kraftbewußtsein, das sie dem schenkt, der sich ihr unterordnet, das findet der zum Mann erwachende Bursch bei jenen Verbänden.

In all diesen Dingen versagen die Bünde in vielen Fällen. Wir fühlen uns gefragt durch die kritische Lage, in die viele Bünde durch das Werben der politischen Verbände gekommen sind, was wir gefehlt haben und besser machen müssen. Dabei müssen wir uns hüten, daß wir nicht Dinge übernehmen und geben wollen, die uns nicht zustehen und unserem Wesen widerstreben, daß wir nicht in augenblicklicher Unruhe, und um keine Mitglieder zu verlieren, Fremdes uns aneignen. Es handelt sich nicht um unsere Zahl, sondern um unsere Art. Nicht um Nützlichkeit, sondern um Aufgaben. Und nun sind diese Fragen uns gestellt: Haben wir unsere Pflicht dem politischen Interesse unserer jungen Menschen gegenüber erfüllt? Müssen wir ihnen auf ihr politisches Fragen entgegenkommen? Dürfen wir über politische Dinge, und zwar

handelt es sich hier um politische Tagesfragen, mit ihnen reden? In welcher Weise und bis zu welchem Grade darf dies geschehen? Ich werfe diese Fragen nur auf, ohne sie jetzt und hier zu beantworten. Doch meine ich, daß unsere Aufgabe jedenfalls auch diese ist, die ganze große Schwierigkeit der politischen Probleme aufzuzeigen und hinzuweisen auf die notwendigen Voraussetzungen ernsthafter politischer Urteilsfähigkeit, nämlich wirtschaftliche, geschichtliche und ethische Sachkenntnisse, und hierdurch daran zu helfen, daß wir den erschreckenden politischen Dilettantismus nicht vermehren, sondern vermindern. Daß die politischen Verbände mit schuld sind an dem politischen Dilettantismus unserer Zeit, darf für uns kein Vorbild sein.

Andere Fragen, die uns gestellt werden, sind diese: Wird nicht in unseren Bünden das Willensmäßige, Naturhafte, Mannhafte, das Robuste und Körperhafte vernachlässigt? Und zwar ist da nicht nur, ja nur zum geringeren Teil, körperliche Ausbildung im Turnen und in Gymnastik gemeint, sondern die Freude am Kampf, am Messen der Kräfte, die Freude am Sichdurchsetzen, am Ueberwinden von Schwierigkeiten, an der Kraft und Kunst der Sinne und der Muskeln im Kampf mit Hindernissen. Sollen wir dies naturhafte Verlangen in unseren Bünden befriedigen? Dürfen wir es? Gibt es hier Grenzen und Gefahren, auf die wir achten müssen?

Andere Bünde haben hier bereits eine Notwendigkeit erkannt und sind ihr auf verschiedene Weise gerecht geworden. Ich denke da weniger an die Pfadfinder, die ja in der ausschließlichen Befriedigung gerade dieses jungmännlichen Begehrens ihre Aufgabe haben, sondern an Bünde, die ihrer ganzen geistigen Stellung nach mehr zu uns gehören. So hat bekanntlich das BK. schon immer seine Kriegsspiele gehabt und auf seinen Ferienfahrten eine straffe militärische Zucht mit Zapfenstreich und Urlaub und Vorgesetzten. Und in der „Bodenreform" vom 5. Oktober 1924 schreibt Professor Ermann in einem Bericht über eine Quickborntagung auch von einer Rothenfelser Sitte, dem Burgsturm, bei dem ein Teil in der Burg zurückbleibt und sie verrammelt und in Verteidigungszustand setzt, und ein anderer Teil von außen her im Abenddämmer die Burg erstürmen muß. Wir selber haben in Falkau gesehen, wie manchmal fast elementar sich Kräfte entladen müssen in irgendeinem wilden Spiel. Als wir am Nachmittage des Maaßschen Vortrages (über Völkergemeinschaft) zusammen auf den Winterberg gingen, da fanden sich die Burschen zu einem Kampfspiel, einem Ueberfall im Walde zusammen, bei dem wild geprügelt wurde, und als später auf der wundervollen Berghöhe getanzt wurde, da sonderte sich wieder eine ganze Gruppe ab und spielte ihre derbfrohen Bubenspiele. Dies zeigt eine vielleicht oft vernachlässigte Notwendigkeit im Bund, es hat mir aber auch ebenso unmittelbar eine große Gefahr gezeigt, um die man unbedingt wissen muß. Es war bei jenem Kampfspiel am Winterberg sofort ein Sinken des seelischen Niveaus spürbar. Es schien, als ob durch den Kampf, den rein körperlichen Kampf, auch allerlei brutale und rohe Instinkte aus der Tiefe der Seele aufgewühlt würden und zur Oberfläche kämen. Das war nicht ohne weiteres, etwa an einzelnen Rohheiten, zu sehen, das gab's nicht, aber es war zu spüren. Und nun liegt das Problem so: Der Kampf, auch der körperliche, gehört zu einer gesunden Männlichkeit. Der Mann will kämpfen, sich durchsetzen, er will beherrschen und herrschen, er will überwinden und will siegen. Dagegen ist gar nichts zu sagen. Wo wir aber unsere Führeraufgaben an den jungen Menschen erfüllen

wollen, da müssen wir dieser Seite ihres Wesens unbedingt zur Entfaltung verhelfen. Nicht, um sie bei uns in den Bünden zu behalten, sondern weil wir's ihrem Wesen schuldig sind, und daß diese Kampfesfreudigkeit an ihrem Wesen unbedingt seinen Wert hat, darüber braucht man ja kein Wort zu verlieren. Aber nun zeigt uns der Blick auf die Gefahren erst unsere ganze Aufgabe. Wir müssen die Burschen kampftüchtig machen und müssen zugleich dafür sorgen, daß die brutalen und rohen Kampfinstinkte doch aufgelöst und unschädlich gemacht werden.

Ich will versuchen, die Richtung anzudeuten, in der wir zu gehen haben. Wir wollen unseren Burschen helfen zu evangelischer Mannhaftigkeit. Dabei ist unter Mannhaftigkeit verstanden eben das Kämpferische, Wehrhafte, Entschlossene, das Sichdurchsetzenwollen, das Feststehen, das Sicheinsetzen, das frohe Wagen, die Unerschrockenheit, die Ueberlegenheit. Evangelisch bedeutet natürlich nicht konfessionelle Beschränktheit, sondern will über den Grund und den Inhalt dieser Mannhaftigkeit etwas aussagen. Es will also der Mannhaftigkeit nichts abbrechen, sondern will sie im Gegenteil vertiefen, begründen, erfüllen. „Evangelische Ritterschaft" wäre für das, was gemeint ist, ein noch schönerer und fast besserer Ausdruck, aber ich möchte ihn nicht nehmen, weil er zu romantisch ist für diese ganz und gar unromantische, nüchterne Sache.

Diese Mannhaftigkeit ist religiös begründet. Ihre Entschlossenheit und Unerschrockenheit, ihre Rücksichtslosigkeit gegenüber allen Gefahren hat ihren Grund im „Vertrauen", im Bewußtsein des „Geführtwerdens", im Wissen um das „Geborgensein" im Leben und im Tod. Sie hat ihren Grund im „Glauben", der aus dem Wagnis der völligen Hingabe kommt. Wir sollten doch endlich wissen, daß das Vertrauen oder, laßt es mich richtig nennen, das Gottvertrauen, keine weibische ängstliche (Un)Tugend ist, sondern daß es die Einstellung Gott und der Welt gegenüber ist, aus der allein echte Mannhaftigkeit erst erwächst. Daß das Gottvertrauen sich darin zeigt, daß wir die hemmende und lähmende Sorge um unser eigenes äußerliches Schicksal von uns geworfen haben, daß Gottvertrauen bedeutet, daß wir frei sind von der kindischen Einstellung, als ob wir selber im Mittelpunkt der Welt wären, daß Gottvertrauen nichts ist, das den Menschen gedrückt und unfrei macht, sondern im Gegenteil frei und überlegen, daß Gottvertrauen ruhige und furchtlose Todesbereitschaft bedeutet, daß wir im Gottvertrauen erst wahrhaft frei werden zu aller Tat und zu allem Kampf, zu dem wir als Männer auf dieser Welt berufen sind.

Aber nun muß dieses Gottvertrauen einhergehen mit dem Gehorsam gegen unsere innerste Lebensrichtung und gegen das Gewissen, das uns immer wieder neu in diese Richtung stellen will. Diese Mannhaftigkeit muß ein Ziel und einen Inhalt haben. Sonst wird sie leicht einfach die Dienerin unserer selbstsüchtigen Ansprüche und persönlichen Wünsche. Es gilt in Mannhaftigkeit einzutreten für Gerechtigkeit. Wieviel Mut da nötig ist, das weiß jeder, der es je einmal getan oder mit beschämtem Herzen unterlassen hat. Es gilt den Kampf für die Wahrheit zu führen, ruhig, entschlossen, unerschrocken und fest. Es gilt zu schützen und zu helfen, wo Gefahr und Notstand ist, es gilt Streit zu schlichten im Geist der Gerechtigkeit und Frieden zu stiften. Es gilt, bei jedem Werk, das der heranwachsende und der reife Mann zu treiben hat, in seiner durch ernsthafte Gedanken- und Gewissensarbeit er-

rungenen Richtung mit jener entschlossenen Mannhaftigkeit voranzugehen. Das gilt vor allem jedem führenden Menschen im Bund, in der Gemeinde und im Volk, im kirchlichen und im öffentlichen Leben. Für uns aber handelt es sich darum, schon den jungen Menschen die Aufgaben zu zeigen und sie an die Aufgaben zu stellen, die sie richtig erfüllen können nur im Geist jener tiefen Mannhaftigkeit. Fehlt es bei uns an solchen konkreten Aufgaben und Forderungen, in denen der mannhafte Sinn unserer Burschen seine Befriedigung findet? Kann man in der Bundesarbeit nicht solche handgreiflichen Ziele stellen? In der Tätigkeit der Jugendringe hat sich die Jugend selber solche Aufgaben gestellt. Aber wie viele stellt doch auch das tägliche Leben in Schule, Haus, Familie, Werkstatt. Dazu müssen wir zeigen, daß es ganz reale Mächte sind, für die wir kämpfen, die Wahrheit und die Gerechtigkeit, und ganz reale Mächte, die wir bekämpfen, den Geist der Ungerechtigkeit und der Unwahrhaftigkeit und müssen es immer neu und anschaulich hinstellen vor unsere Seele und die der uns anvertrauten jungen Menschen, welchen Kampf es für uns durchzukämpfen gilt, wenn wir leben im Gehorsam gegen den heiligen Lebenswillen in uns, gegen das Gewissen. Sankt Michael ist hier das Symbol für solche evangelische Mannhaftigkeit, die aus der Verbundenheit von Gottvertrauen und Gehorsam erwächst.

Zu all diesem muß nun das Dritte kommen, auf das wir zu achten haben: die Technik dieser Mannhaftigkeit. Unterschätzen wir das doch ja nicht! Wohl ist unsere Mannhaftigkeit gegründet in der religiösen Erfahrung des Geborgenseins, aber doch will sie nach der Welt hin ein gutes Instrument haben in unserem Körper. Hier liegt wohl ein sehr großes Versäumnis vor. Das mag zum Teil seinen Grund haben, daß viele unserer Leiter Pfarrer sind und nicht die jüngsten. Aber das wird besser, je mehr Führer aus dem Kreis der Aelteren heranwachsen und an leitende Stellen in den Bünden kommen. Hier können wir z. B. von den Pfadfindern außerordentlich viel lernen, und es wäre sehr fruchtbar, wenn da und dort einmal ein Jungführer für einige Tage oder Wochen als Gast in einem Pfadfinderkreis leben würde, er könnte für diese Technik der Mannhaftigkeit außerordentlich viel dort lernen. Wir leben in dieser Hinsicht vielfach ganz außer der Welt. Der Wandervogel ist da nicht so vorbildlich, soweit ich seine Entwicklung habe verfolgen können, er hat nicht dies herbe männliche Ideal wie die Pfadfinder. Unterschätzt nicht diese Technik der Mannhaftigkeit! Wie will der im Leben sich durchsetzen, herrschen und beherrschen, der seinen Körper nicht beherrscht? Wie will der hilfsbereit sein, der sich bei Nacht in unbekanntem Gelände nicht zurechtfinden kann, der nicht größte Strapazen aushalten kann, der nicht gewohnt ist, alles aus seinem Körper herauszuholen, auch das Letzte? Wie will der im Leben Schwierigkeiten überwinden, der einfacher äußerlicher Schwierigkeiten nicht Herr zu werden vermag? Hier liegt die große erzieherische Bedeutung des Lebens in der Natur, des Wanderns, aber sie muß auch entsprechend ausgewertet werden. Gerade die Natur ist der Ort, wo alle mannhaften Tugenden — die nicht Selbstzweck sein sollten! — geübt werden können: die Schärfung der Sinne, helle klare Ueberlegung, Anspannung des Willens bis zum Aeußersten, Einsetzen der ganzen Persönlichkeit. Die Ueberlegenheit, der Sieg über die Natur draußen ist die erste Stufe für den Sieg im Ringen der Geister und des Geistes. Wir dürfen nicht bei dieser ersten Stufe stehen bleiben, wir dürfen aber auch ohne sie nicht ohne weiteres die zweite Stufe verlangen.

Es fehlt noch eines, und dies soll nur genannt werden. Nicht, weil es etwa nicht so wichtig wäre, aber weil es hier zu weit führen würde. Solche Mannhaftigkeit ist nicht möglich ohne die ernsteste Selbstbesinnung, ohne Stillesein, ohne Gebet. Ich vergesse mein Lebtag nicht das Wort eines meiner Lehrer: „Die größten Willensmenschen sind auch immer die stärksten Beter gewesen."

Dies ist — andeutungsweise — die Richtung, in der wir eine Lösung unserer obengenannten Aufgabe suchen müssen. Es ist einleuchtend, daß wir damit auch an der Erfüllung der Aufgaben mitarbeiten, die in den Worten enthalten sind: Pazifismus, Gewaltlosigkeit, Wehrlosigkeit. Denn daß der rechte Pazifist ein mannhafter Mensch sein muß, weil von ihm das Höchstmaß an Mut verlangt wird, das weiß jeder, der über den Pazifismus nicht nur nachgedacht, sondern sich mit ihm lebendig auseinandergesetzt hat. Das Beispiel des Mahatma Gandhi kann uns das außerdem sehr deutlich zeigen. Aber wir brauchen nicht nach Indien zu gehen. Es gibt im neuen Testament ein Wort, in dem unser Ziel evangelischer Mannhaftigkeit klassisch knapp ausgesprochen ist, zugleich auch mit dem Hinweis auf die eigentlich persönlichkeitsbildende Kraft und damit die Grenzen unserer bewußten Erziehungsarbeit auf dieses Ziel hin: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.

Kultur oder Zivilisation?

(Zur Alkoholfrage.)

„Ihr Brüder, bleibt mir der Erde treu!"

Kultur ist Beherrschung und Erhöhung der Natur. Zivilisation ist Verfälschung und Erniedrigung der Natur. Es sei mir erlaubt, diese Bedeutung und Gegenüberstellung von „Zivilisation" als Ueber- und Unkultur, als ein Wiederzurücksinken in die Barbarei und die von Kultur als Formung des Rohstofflichen zu Gestalt und Wesen durch den Geist, wie sie besonders durch Spengler üblich wurde, für einen bestimmten Zweck nutzbar zu machen.

Ein kultivierter Mensch ist der, dessen gesamtes körperliches und triebhaftes Leben geformter Geist und Wille ist. Ein kultiviertes Volk ist da, wo die gesamten produktiven Kräfte (Bodenschätze, Feldfrüchte, körperliche und geistige Arbeitskraft) dem Volkswillen und Volksbesten dienstbar gemacht sind. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild' gestalten", weder im Einzelnen, noch im Volk. Aber auch da nicht, wo sich die Kultur zur Ueberkultur, zur „Zivilisation" gesteigert hat. Barbarei und Ueberkultur berühren sich. Die Gier nach Macht, Genuß und Geld des modernen Westeuropäers und Amerikaners entfaltet sich heute in geradezu barbarischen Formen.

Ungestraft aber versündigt sich der Mensch nicht an der Erde, an seinem Körper. Die körperliche und geistige Entartung (Decadenee) ganzer Völker ist die unvermeidliche Folge der Sünde wider die Wahrheit der Natur.

Darum entflohen die ersten Boten der deutschen Jugendbewegung in die Wälder; es war in dieser Flucht nicht nur Protest, sondern auch eine Art Grauen vor der Rache der Natur.

In Afrika, in Amerika, in China gingen in wenigen Jahrzehnten ganze Stämme und Bevölkerungsschichten an der europäischen Zivilisation buchstäblich zugrunde. Sie hatten noch nicht die überlegene Erkenntnis und Willenszucht,

um den körperlichen und geistigen Dämonien der Ueberkultur zu widerstehen, sie erlagen dem Alkohol, dem Nikotin, dem Opium, dem Mammonismus der Weißen. Die europäische Rasse aber treibt durch eigene Schuld ihrem baldigen Sterben entgegen, wenn sie das bisherige Tempo in der Verkünstelung und Entstellung der Natur (der „Denaturierung") in Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geschlechtsleben beibehält.

Am Beispiel der Alkoholika will ich diese Gefahr etwas verdeutlichen. Im „Alkoholismus", den es als volkswirtschaftliches, sozialhygienisches und sozialethisches Problem erst seit dem Zeitalter der Großindustrie gibt, bricht die Not und die Sünde der Zivilisation am brutalsten auf, und zwar auf allen Gebieten.

1. Seine heutige Massenproduktion (1924: 26,5 Millionen Hektoliter Bier und 20 Millionen Flaschen Trinkbranntwein) bedeutet eine Nahrungsmittelverschleuderung und Entstellung im großen. Gärung ist Abbau und Verarmung der Nahrung. Alkohol ist bereits ein Schritt von dem für uns Menschen bestbekömmlichen Aufbauzustand eines Nahrungsmittels zum unverdaulichen Verfallzustand, vom Organischen zum Anorganischen. Die Alkoholika teilen ihre „Denaturierung" und Entwertung mit all den hochwichtigen Nahrungsmitteln: Mehl, Reis, Zucker, Hülsenfrüchte, Konserven, die heute fast ausnahmslos durch die Nahrungsmittelindustrie „denaturiert", d. h. verkünstelt und entwertet sind *).

Und da wundern wir uns noch über all die Degenerationserscheinungen, wie Zahnfäulnis, Säuglingssterblichkeit, Stillunfähigkeit, geschwächte Seuchenfestigkeit, frühe Sterblichkeit usw.!

Bei der Alkoholika wird die Wirkung der Denaturierung noch verstärkt durch das Nervengift Alkohol. Gewiß gibt es noch viele andere Ursachen der Entartung; es ist in jedem Fall oberflächlich oder fanatisch beschränkt, irgendeine große Volksnot auf einen Generalnenner — Alkohol, Fleischesser oder Jude! — zurückzuführen. Aber es bedeutet schon einen großen Schritt zur Heilung, wenn wir eine Hauptquelle der Not klar erkennen und sie — verstopfen. Jedenfalls bedeutet die gegenseitig bedingte starke Zunahme des Verbrauchs von Fleisch und Alkoholika in Deutschland weder materiell noch ideell einen Aufstieg. Führermenschen, höchstwertig an Geist und Körper, werden nicht beim täglichen „Beefsteak" und Glas Bier. Der Philosoph, der Staatsmann, das Genie müßte noch geboren werden, das aus der Innung der Fleischermeister oder Stammtischgäste hervorgeht. Es ist kein Zufall, daß die Großen der Geschichte von einem Franziskus und ringendem Luther bis zu einem Nietzsche und Gandhi und E. Gött etwas davon wußten und — lebten, wie der Geist von der Ernährung abhängt! Wer Gandhis Kampf um sein Volk kennt, oder Blumhardts Ringen mit den Dämonen, der lächelt nicht mehr über das Fasten. Ohne Fasten und Beten hätten die Beiden ihre wunderbaren Siege nicht erfochten.

2. Ed. v. Hartmann sagt einmal: „Der Wein ist für die Kinder nicht zum Trinken, sondern zum Essen da." Wer schon in der Jugend an Alkohol oder Nikotin gewöhnt wird, verdirbt sich den feinen Instinkt für unverfälschte, wohlbekömmliche Nahrung. Das kann jeder ganz „mäßige" Gewohnheitstrinker und -Raucher bestätigen, daß er das Bedürfnis nach Obst verloren hat. Was für eine herrliche Geschmackssymphonie liegt in den Früchten des

*) Wer kennt noch nicht das Buch des New-Yorker Nahrungsmittelkommissars Mc. Cann „Kultursiechtum und Säuretod", übersetzt von Dr. von Borosini, II. Auflage mit Anmerkung von Dr. R. Berg? Eine erschütternde Anklage wider die zivilisatorische Entartung unserer Ernährung!

Feldes und des Waldes verborgen. Denn die Nahrung ist nicht nur zum Bauchfüllen da; ihre „Geschmäcker" sind auch ein Teil der echten unentbehrlichen Lebensfreude. Alkohol und Nikotin vertreiben uns die Lust an den zarten feinen Düften der Früchte und gewöhnen den Gaumen an scharfe und „prickelnde" Gewürze, zum Schaden des ganzen Körpers. Die berühmte Arterienverkalkung zwischen dem 40. und 60. Lebensjahr ist die Rache der Natur für das tägliche Glas Wein oder Bier und die fast tägliche Fleischkost.

3. Ist aber das feine Empfinden für naturgewollte und naturgemäße Nahrung verdorben, dann ist noch mehr verdorben. Körper und Geist sind nicht durch eine dicke Isolierschicht voneinander getrennt. Unendlich viele Verbindungen gehen hin und her. Körper, besonders Nerven- und Gehirnzellen bedeuten für den Geist etwas Aehnliches, was das Geigenholz für den Ton. Es ist wiederum kein Zufall, daß in den letzten 3 Jahren drei große „Industrien" miteinander eine Blütezeit erlebten: die Likörfabrikation und die Fabrikation von Schund und Kitsch in Dielen, im Theater und Operetten, in Kunst und Literatur. Um all diesen modernen Schmutz vorführen, schreiben, malen, dichten, anhören, lesen, anschauen zu können, muß man sich erst den Geschmack verdorben haben, den körperlichen und damit den seelischen! All diese Giftpflanzen von Werken und Menschen können nur in einer von den Zivilisationsgiften verdorbenen Luft gedeihen. In einer Bauernstube, wo Schwarzbrot und Milch auf dem Tisch steht oder auf Fahrt, wenn die Buben den Mädchen einen Becher Walderdbeeren ritterlich überreichen, tanzt kein Mensch Foxtrott oder stimmt an mit: „Ja, wenn das der Petrus wüßte."

Max Bürck.

Die Pflicht der Werbung.

Lieber Bundesbruder!

Als ich den Aufruf des Landesverbandes Baden in der „Treue" las, durchfuhr mich ein gelinder Schreck. Ich halte es für meine Pflicht, dazu Stellung zu nehmen und hoffe, daß auch andere Stimmen im Bund laut werden. Bei der Tagung in Gotha fanden es viele sehr unangenehm, daß so viel, und vor allem die Gottesdienste, photographiert wurden. Ganz abgesehen davon, daß es eitel macht, wenn man immer wieder geknipst wird, empfinde ich es als eine Provanierung. Ich glaube, daß die Glieder, die wir durch eine solche Propaganda gewönnen, nicht die Menschen sein werden, die wir uns als Bundesgeschwister wünschen. Dazu gehört doch, daß sie sich innerlich mit unserer Sache eins fühlen oder den Willen haben, im Geist des Bundes zu leben. Wir wissen doch, daß wir viele im Bund haben, die Jugendbewegung mimen und denen das Aeußere die Hauptsache ist. Gewiß wollen wir den Andern dienen und keinen zurückstoßen, aber wir wollen doch nicht eine so äußerliche Werbearbeit treiben. Kann man überhaupt durch einen Film zeigen, was der Bund ist und will? Das muß unbedingt so erscheinen: seht doch bloß, was wir für feine Menschen sind. Wir sollen als BDJ.er so im Leben stehen, daß die Menschen unsere Art spüren. Wir müssen wirken und werben durch das, was wir unbewußt sind.

Wenn wir nun gemeinsame Gottesdienste und Feiern haben, die uns etwas Heiliges sind und Gemeinschaft im Tiefsten in uns wecken, so wollen wir doch nicht dies unser Feinstes und Stillstes in die Oeffentlichkeit tragen. (Vgl. Apostelgesch. 4, 20. Schriftltg.) Wer es nicht spürt, daß es einfach unkeusch ist, damit gerade zu protzen, dem ist allerdings nicht zu helfen. Aber ich meine, es müßten sich viel Stimmen erheben, wenn so ein Vorschlag zur Ausführung kommen soll.

Liebe Bundesschwester!
Ich kann nicht nur vollkommen nachempfinden, daß Du Dich empörst über die Schaustellung von Bundesdingen, auch gegen das Knipsen auf Bestellung, sondern sehe klar, daß die Gefahr des Amerikanismus in unserem öffentlichen Leben uns mit bedroht, wenn wir für unsern Bund werben wollen.

Je dennoch, Du wirst ebensowenig wie ich den Vorwurf erheben, daß die Leutchen, welche im Gothabuch abgebildet sind, gewußt haben, daß sie geknipst werden. Sondern irgendjemand hat die Freude am Augenblick festgehalten. Aber auch wenn das Amateurgemück unseren Zug umfaust, was ist da richtiger: verbieten — oder nicht ein Gesichtchen stellen, sondern sich nicht darum kümmern? Es ist das eine uralte Frage, und es gibt ein Wort von der kommandierten Poesie, das von Goethe ist. Aber abgesehen davon, daß wir uns aus dem unabsichtlichen Leben herausentwickeln müssen zu einer wissenden Unabsichtlichkeit, wenn wir nicht eine Vorstufe unseres Lebens festhalten wollen, wie manche Menschen das kindische Wesen — so liegt die Sache für den Bund m. E. doch noch anders als Du es empfindest.

Der Bund hat die Verpflichtung, nicht nur stille Wirkung im Volk zu tun, sondern in der Oeffentlichkeit für seine Sache einzustehen. Wir haben nicht zu viel Redens von uns gemacht, sondern wir müssen uns im BDJ. den Vorwurf gefallen lassen, daß wir sehr viele Leute im Vaterlande hin und her haben, die innerlich zu uns gehören, denen wir eine Brücke zu den Werten unserer Väter sein könnten, denn sie wollen als moderne Menschen ehrlich sein, und empfinden doch, daß sie die Vergangenheit nicht einfach abtun können — und wie viele von diesen Menschen würden bei uns Heimat finden, wenn sie nur überhaupt wüßten, daß es einen BDJ. gibt. Denen sind wir schuldig, unsere Art öffentlich zu bezeugen und nicht Mauerblümchen zu spielen — oder abgeschlossene Zirkel zu bilden. Das ist eine Werbung, die nichts mit dem alleinseligmachenden Unwesen oder dem geschäftemachenden Vereinsjuden zu tun hat.

Sodann ist es m. E. falsch, zu tun, als ob wir alle Jugendbewegung wären. Wir bekennen uns zur Jugendbewegung, verdanken ihr das, was wir für ihr Bestes halten. Aber es ist unser Schicksal, unserer geistigen Voraussetzung nach, nicht aus dem Kreis der Jugendbewegung zu stammen, sondern die Mannigfaltigkeit unseres ganzen Volkes zu haben, und zwar als Aufgabe für die Verantwortungsbewußten. So haben wir ein Jugendwerk. Dazu müssen wir aufrufen, die Massen, die sonst eine sonnenlose Jugend vertrauern im Schatten des Zeitgeistes — und die einzelnen, denen ein solcher Bund recht ist, wo man dient.

Tiefenwirkungen des keuschen Schweigens dürfen wir nicht erwarten, wenn wir vor einer Masse stehen, mit der wir ringen müssen. So wie wir auf ein ästhetisches Aeußere verzichten in unserer Arbeit, und die Vielgestaltigkeit mit aller Not annehmen, wie sie das Leben heranbringt, so müssen wir uns auch von anderen sagen lassen, daß wir „Propaganda“ machen — oder wenigstens anfangen. Aber ich weiß niemand im Bund, der die Werbung anders verstanden hat als die Verpflichtung, die Menschen aufzurufen, welche zu uns gehören. Und daß sich eben nicht nur die Jungen, sondern gerade durch einsichtige Bundesfreunde hat der Bund schon viele Arbeitsgebiete erschlossen bekommen, die verloren von vornherein erschienen.

Unter dieser Voraussetzung scheint der Vorschlag der Badener die glücklichste Form der Werbung: denn durch den geplanten Film wird nichts an die Oeffentlichkeit gezerrt werden, was in das Bundeskämmerlein gehört, aber es wird sich Gelegenheit bieten, hier einmal wirklich Bilder zu zeigen, welche sprechen ohne unser Zutun: denn wenn die Bilder geschmacklos sind, werden sie ebenso vor dem Bunde warnen, wie sie werben können, wenn sie wirklich etwas von unserem Besten im Bilde ahnen lassen. Dazu zu helfen, ist unsere gemeinsame Aufgabe. Herzlich Heil! Walther Kalbe.

Aus dem Bund.

Zu den Winterlehrgängen in Großbodungen.

Aus den Winterlehrgängen werden **Frühlings- und Sommerlehrgänge.** Sie müssen wegen Krankheit oder augenblicklicher Unabkömmlichkeit der Leiter und Leiterinnen der Lehrgänge verschoben werden.

1. **Lehrgang für Gymnastik für Mädchen:** Anreisetag: Sonnabend, den 21. März. Abreisetag: Sonnabend, den 28. März. Anmeldungen bis zum 10. März an die Bundeskanzlei in Wülfingerode.
2. **Führerinnen-Lehrgang:** Anreisetag: Mittwoch, den 15. April, Abreisetag: Montag, den 20. April. Anmeldungen bis zum 20. März an die Bundeskanzlei in Wülfingerode.
3. **Lehrgang für Zuschneiden von Wäsche und Anfertigung von Eigenkleidern für Mädchen:** Anreisetag: Dienstag, den 21. April, Abreisetag: Dienstag, den 28. April, Anmeldungen bis zum 1. April an die Bundeskanzlei in Wülfingerode.

Der **Lehrgang für Musik** kann erst im **August d. J.** stattfinden, weil Pfarrer **Renninger** und **Bernhard Scheidler** sich nicht früher freimachen können, aber die Führung des Lehrganges für sich beanspruchen müssen, um ihrer Arbeit in den Notenliederheften und der neuen Ausgabe unseres Liederbuches willen.

Der **Lehrgang für Holz- und Metalljägearbeiten für Jungen** muß ausfallen, weil zu wenig Anmeldungen vorliegen und kaum noch weitere zu erwarten sein würden.

Tagespreis einschließlich voller Verpflegung 2.50 Mk. Die notwendigen näheren Mitteilungen geben den Teilnehmern der Lehrgänge rechtzeitig zu.

Es ist schon eine ganze Reihe von Anmeldungen eingegangen, aber im Interesse aller im Bunde wünsche ich, daß es noch viel mehr werden. Ich denke daran, daß nicht nur der Einzelne, der an den Lehrgängen teilnimmt, sein Wissen und Können bereichert, sondern die Werte, die ihm gegeben wurden, in seinem Kreise oder in seiner Gruppe weitergibt an die, die daheimbleiben mußten. So können und müssen diese Lehrgänge weiterwirken in den ganzen Bund hinein. Es wird wohl kaum an einer anderen Stelle so die Möglichkeit geboten sein, ohne weitere Kosten, als diejenigen für Unterkunft und Verpflegung, in einem fröhlichen Kreise gleichgesinnter junger Menschen sich weiterzubilden. Deshalb: Komme, wer es möglich machen kann, zu den Lehrgängen nach Großbodungen.

Der Führerinnen-Lehrgang wird „die Familie" im tiefsten und weitesten Sinne dieses Wortes als Inhalt haben. Wir wissen alle, daß die Familie die Quelle der Volkserneuerung ist und müssen wissen, welche Pflichten und Aufgaben, welche Möglichkeiten für uns auf diesem umfassenden Gebiete liegen. Die Führung dieses Lehrganges hat Frau Emmy Stähl in, Nürnberg.

Die Bundesleitung des BDJ. in Wülfingerode/Sollstedt.

Beschlüsse der Arbeitsausschuß-Sitzung

vom 31. Januar bis 3. Februar 1925 auf der Westerburg.

Bundestagung: Als Ausdruck der Trauer dafür, daß der Bund in diesem Jahre durch die fortdauernde Besatzung nicht in Köln zu seiner Bundestagung zusammenkommen kann, wird beschlossen, die Bundestagung 1925 ausfallen zu lassen.

Bundesversammlung: Die satzungsgemäße, rein geschäftliche Bundesversammlung findet am 2. Juni, vormittags, in Halle statt. Näheres darüber wird rechtzeitig in den Bundesblättern bekanntgegeben.

Aelterentagung: Findet an den beiden Pfingsttagen, 31. Mai u. 1. Juni in Halle statt.

Abzeichen: Es wird beschlossen, das durch den Abzeichen-Ausschuß angenommene Abzeichen im **Entwurf** in je einem Stück den Bünden zur Ansicht mit einem entsprechenden Schreiben in den nächsten Wochen zugehen zu lassen.

Bundesfreunde: Es wird beschlossen, die Werbung unter Gönnern des Bundes wieder stärker einsetzen zu lassen. Als Mindestsatz soll ein Jahresbeitrag von 5 Mk. erhoben werden. Davon sind 3 Mk. für den Bund und 2 Mk. für den Landesverband bestimmt. Es soll den Gruppen zur Pflicht gemacht werden, mindestens zwei solcher Bundesfreunde zu werben.

Auf **Antrag** des **Landesverbandes Schleswig-Holstein** wurde Schulrat Toller, Neumünster, und

auf **Antrag** der **Mädchenvertretung Hamburg** Gertrud Geß, Hamburg, in den Arbeitsausschuß neu gewählt.

Buch und Bild.

Christentum und Wirklichkeit, Evangelisches Monatsblatt, unter ständiger Mitarbeit von Hauptprediger DDr. Geyer und Pfarrer Dr. Wilhelm Stählin, herausgegeben von Pfarrer Georg Merkel, Nürnberg. Preis einschließlich Porto vierteljährlich 1.50 Mark, Einzelpreis des Heftes 60 Pfennig.

Die Aelteren unseres Bundes möchte ich doch einmal ausdrücklich auf dieses Blatt hinweisen. Es tauchen eben jetzt in unserem Bund so viele religiöse Fragen auf und das Verlangen nach Klarheit in diesen Dingen klingt durch viele Briefe und Anfragen. Dieses Blatt kann sicher vielen darin einen Dienst tun. Es steht der geistigen Art unseres Bundes sehr nahe. Die Durchdringung der evangelischen Kirche mit der ernsthaften Bewegung des jungen Geschlechtes und die Klärung und Läuterung unserer „Bewegungen“ durch das Evangelium wird von dem Kreis, der dieses Blatt trägt, als besondere Aufgabe empfunden. Außer mir sind Hauptprediger Geyer, Pfarrer Ortloph, Wilhelm Thomas, Anna Schieber, die ständig mitarbeiten, Mitglieder oder Freunde unseres Bundes; und das Blatt ist am 1. Januar in den Bärenreiterverlag Augsburg-Aumühle übergegangen, dessen Inhaber Karl Vötterle gleichfalls zu unserem Bund gehört. Ich darf gerade in Anknüpfung auf unsere Aussprachen auf der Wartburg und das geplante Thema der Aeltertagung besonders auf Geyers Neujahrsartikel „Benediktus“ und auf meinen Aufsatz über die evangelische Haltung in der Januar- und Februarnummer hinweisen. Ich würde wohl wünschen, daß in all den Aelterenkreisen, die von religiösen Fragen überhaupt bewegt werden, wenigstens ein Exemplar dieses Blattes gehalten und gelesen wird. Wilhelm Stählin.

Das Bachbuch für Klavierspieler zusammengestellt von **Waldemar Woehl,** in 3 Heften; 1. Heft. Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel. 2.— Mk.

Wer nach alter üblicher Schule spielen lernte und nun die Hände nicht frei bekommt für Bachsche Musik, wer zu lernen anfangen will, jemand zu lehren hat oder lernen lassen möchte, der besehe und spiele diese 28 Stücke. Es ist ein Büchlein voll Melodien und voll Leben und nebenbei — eine Schule des Klavierspiels. Menuette, Märsche und Präludien sind hierzu vereinigt. Kurze Anmerkungen geben Winke, wie der Lehrende oder Lernende vorgeben, üben und verstehen und in die Musik eindringen kann. Ein Unterricht an Hand dieses Bachbuches kann nicht mehr an der Technik sich genügen, er muß in der Musik wurzeln und sie als Ziel sehen, und wenn ers nicht wüßte, die Melodien müßten ihn dazu verführen, denn dies Heft ist ein Schatzkästlein Bachscher Musik. Allen vorsündflutlichen „Jugendbewegten“, die nichts mit der „Drahtkommode“ zu tun haben möchten, sei dies Werk besonders warm ans Herz gelegt zwecks Revision ihres Standpunktes in Erdgeschichte. J. E.

Gesundheitskalender 1925, bearbeitet von **Dr. Neustätter,** erschienen im Verlag der Gesundheitswacht München. 2.— Mk.

Zwar spät, aber nachdrücklich sei auf diesen Abreißkalender hingewiesen. Auf 52 Wochenblättern behandelt er in wahrhaft

volkstümlicher Weise eine Fülle von gesundheitlich wichtigen Fragen. Ermahnend, unterhaltend und belehrend mit Witz und Humor, mit Ernst und Nachdruck und mit vielen Bildern belegend oder lustig illustrierend, zeigt er die Wichtigkeit dieser Fragen. Er ist ein Lehrer und Erzieher. Diese Blätter sollten an den Bundesabenden gelesen werden. Sie sind Anregung und Wegweiser und führen zu tiefsten Fragen.
J. E.

Edmund Neuendorff hat das 2. Heft (27. Januar 1928) der von ihm und dem Turnlehrer Erich Harte herausgegebenen Zeitschrift „Die Leibesübungen" (Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstraße 94) als ein Sonderheft Jugendbewegung und Leibesübungen gestaltet. Ich empfehle das Heft dringend der Beachtung aller derer, die sich in unserem Bund für Leibesübungen verantwortlich fühlen. Es kann vielleicht dazu helfen, vermehrte Verantwortung für leibliche Haltung im weitesten Sinn zu wecken und das alte Vorurteil der zünftig Jugendbewegten gegen strammen Turnbetrieb zu überwinden. Ich selbst habe für dieses Heft einen Beitrag „Von Frömmigkeit und leiblicher Uebung" geschrieben. Das Sonderheft, das mit 14 erfreulichen Bildern geschmückt ist (sie könnten mit zwei Ausnahmen auch aus dem BDJ. stammen), kostet 50 Pfg. Wilhelm Stählin.

Es wird auf folgende **Neuerscheinungen** aufmerksam gemacht:

„Der Ruf der Stunde:" Inhalt: 1. Unsere soziale Verantwortung, von Pastor Paul Le Seur, Berlin. 2. Vom Ungewissen und vom Gewissen, von Pfarrer Dr. Wilh. Stählin, Nürnberg. 3. Sitte, Sittlichkeit und Religion, von Pastor Johannes Wehrmann, Hamburg. 4. Die Jugend und der tote Punkt im religiösen Leben der Gegenwart, von Hauptpastor D. Dr. Schöffel, Hamburg. Preis 1.— Mark.

„Bericht über die zweite Führertagung des Ausschusses der Deutschen Jugendverbände in Blankenburg". Inhalt: „Autorität und Freiheit", „Jugend und Beruf", „Staat und Volk". Vorzugspreis für Bundesmitglieder 1.— Mark.

Die „Treue"-Buchhandlung in Wülfingerode-Sollstedt.

Die Ecke

Wir wollen dies Heft doch nicht hinausgehen lassen, ohne ihm ein Geleitwort und einen Gruß an alle Getreuen im Land, im Bund, mitzugeben. Wir glauben, daß wir mit ihm doch in Deutschland geblieben sind, wiewohl von Frankreich und Indien die Rede ist. Die Arbeit von Dr. Knevels erwirbt sich durch die Beziehungen auf Bund und Volk in ihrem zweiten Teil ihre besondere Berechtigung und ernste Beachtung. Der Aufsatz von Heinz Kloppenburg aber ist wichtig durch di: in Indien selbst gewonnenen Einblicke. Als weltoffene Menschen dürfen wir uns Tatsächlichkeiten, wie sie Dr. Honigsheim zeigt, nicht verschließen. Wir verweisen hier auch auf die Berichte der Pfadfinder vom Weltpfadfindertreffen in Dänemark. „Evangelische Mannhaftigkeit" aber bedeutet einen ernsten Anfang, endlich einmal bewußt an die Fragen der Führung heranzugehen. Hier gilt es weiterzuarbeiten. Geistige Klarheit ist sehr vonnöten. Darum, und damit ihr keinen Augenblick unsern Bund aus dem Auge verlieren sollt, haben wir vier Fragen vorangestellt. Die werden uns in den nächsten Nummern beschäftigen müssen.

Doch noch eins: Liebe Freunde! Geht es wirklich nicht, ohne daß die Liederlichkeit, Schlampigkeit und Untreue zahlreicher Bundesgeschwister hier öffentlich und dauernd festgenagelt werden muß? Wir haben 800 Mk. ausstehende Bezugsgelder. Ohne diese Ausstände hätten wir 400 Mk. Ueberschuß. Davon könnten wir die Mitarbeitenden entschädigen. Wer wertvolle Beiträge liefern kann, der muß in den meisten Fällen darauf schauen, daß er Honorar erhält, weil diese Arbeit für ihn einen wichtigen Nebenerwerb bedeutet. So seid doch erst einmal so „spießbürgerlich" und bezahlt. Die Treuen aber bitten wir: Werbet unermüdlich, nicht nur innerhalb des Bundes, sondern vor allem auch bei euch nahestehenden Menschen. Wir müssen noch viel weiterkommen.

Wir grüßen die Treuen und Untreuen mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß der Haufe der Treuen wachse. Die Schriftleitung.

Unsere Konten:

Zur Vermeidung von Falsch-Überweisungen sei an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, daß das Postscheckkonto unserer Bundeskanzlei und Geschäftsstelle in Wülfingerode bei Sollstedt lautet:

Bund Deutscher Jugendvereine, Geschäftsstelle Sollstedt, Berlin Nr. 22226

und das der „Treue"-Buchhandlung:

„Treue"-Buchhandlung, Wülfingerode-Sollstedt, Leipzig Nr. 31624

und für die Zeitschrift „Unser Bund":

Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G.m.b.H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Die Geschäftsstelle in Wülfingerode-Sollstedt.

Stellen:

Unser Landheim in Großbodungen sucht zum baldigen Antritt eine **Helferin,** nicht unter 20 Jahren, mit Kenntnissen im Kochen und in der Hausarbeit, sowie einen **Gärtner,** der Hausarbeit mit übernimmt. Näheres durch die Hausmutter Marianne Sachse, Großbodungen, Kreis Worbis, Südharz.

Der Klostersprengel der evangelischen Kirchengemeinde Gotha sucht eine erfahrene **Gemeindehelferin** mit der Vorbildung einer Wohlfahrtsschule oder eines Diakonievereins. Besoldung nach Gruppe 6. Meldungen an Pfarrer Paul, Gotha.

